

Dem lieben Gutsbesitzer Herrn Goltz und  
seiner Familie zuvörderst freundlichste  
Grußworte von der Verfasserin

# Ich hatte einst ein schönes Vaterland.

Novellen

von

Hans Hermann

H. Hermann. (pseud.)

[Herrine Schubert]

Tartu Riikliku Ülikooli  
Raamatukogu

124 679



Dresden und Leipzig.  
E. Pierson's Verlag.  
1900.

Est-A

Tartu Riikliku Ülikooli  
Raamatukogu

18438

---

Alle Rechte vorbehalten.  
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

---

## Inhalt.

---

	Seite
Licht und Schatten . . . . .	1
Der Fluch der bösen That . . . . .	71
Doktors Rätke . . . . .	101
Verkannt . . . . .	151



Licht und Schatten.



## I.

An der Hauptstraße der kleinen Provinzialstadt A. steht ein schönes, stattliches Wohnhaus, welches dem Grafen Raukenburg gehört. Eine imposante Fassade ist es, die das Auge des Vorübergehenden fesselt. Die hohen Spiegelfenster blitzen in der Sonne wie edles Metall. Zu beiden Seiten der Hausthür ruhen halb liegend zwei steinerne Löwen in Lebensgröße. Weiterhin zieht sich ein feines Drahtgitter, das den schönen Garten abgrenzt, der durch seine alten, großen Bäume eher einem Park ähnlich sieht.

Hinter dem Garten liegen die Nebengebäude, Stall, Wagenremise, Keller, Schuppen und ein kleines Wohnhaus, das ganz im Schatten der Bäume verborgen ist. In demselben wohnen die Dienstboten der gräflichen Familie und in der Wohnung zu ebener Erde der frühere Verwalter des gräflichen Gutes, der in den Ruhestand versetzt ist. Schon sein Vater stand in gräflichen Diensten. Der Sohn konnte jedoch nicht lange die Stelle des Verwalters bekleiden, da er sich einen argen Rheumatismus zuzog und von da an, obgleich die Krankheit gehoben wurde, schwach auf den Füßen blieb.

Es war ein kinderloses Ehepaar. Die Frau hatte eins von den Kindern ihres verstorbenen Bruders zu sich genommen. Die Kleine war nicht gerade hübsch zu nennen, Nora hatte rötliches Haar und häßliche Sommersprossen. Sonst ist es ein feines Gesichtchen, in das wir blicken.

Sie war sechs Jahre alt und schon seit zwei Jahren beim Onkel und der Tante. Der Onkel war wohl ab und zu brummig, und doch war er gut zu dem Kinde, nur oft ungeduldig, das lag in seinem Charakter. Auch die Tante hatte viel darunter zu leiden, da sie harthörig war und oft nicht verstand, was er ihr sagte. Aber die kleine Nora hatte doch den Onkel Emil lieb, trotz seiner Eigenheiten. An Tante Nanny hing sie mit der ganzen Zärtlichkeit, die ihr kleines Herz befaß.

Die Familie lebte zurückgezogen von aller Welt, einmal, des fränklichen alten Onkels wegen, dann, weil die Tante schlecht hörte. Ihre Wohnung lag tief im Schatten der schönen Bäume des Gartens, allein in den Herzen der Bewohner war es licht, licht durch den Sonnenstrahl, der in der Person der kleinen Nora durch ihr Heim huschte.

---

## II.

Sehen wir uns nun im vorderen Hause um.

Graf Raufenburg ist ein stattlicher Mann. Hochgewachsen und breitschulterig mit einer vorzüglichen Haltung hat er das Ansehen eines Militärs. Seine Frau ist noch jung zu nennen, eine Aristokratin von reinstem Blut. Groß, schlank, mit einem griechischen Profil, dunkeln Augen, fein gezeichneten Brauen und der Haltung einer Herzogin.

Zwei liebliche Kinder, ein Knabe von zwölf und ein Mädchen von vier Jahren sind ihr Stolz. Horst ist ein selten begabtes und aufgewecktes Kind. Die kleine Wanda sieht der Mutter sehr ähnlich, das dunkle Haar, die braunen Augen, der Schnitt des Gesichts, alles erinnert an dieselbe.

Der Graf hatte für Horst einen Hauslehrer engagiert. Es war ein stiller, ernster Gelehrter, der seine Erholung stets nur darin fand, wenn Horst des Abends schon schlief, bis in die Nacht hinein ungestört bei seinen Büchern und Schriften sitzen zu können. Es war ein Mann von edlem, gutem Charakter mit scharf ausgeprägtem Rechtsgefühl.

Horst zeigte, als Herr Meinhold ins Haus kam, einen beständigen Hang zum Renommieren, zur Arroganz und zum Übertreiben. Meinhold suchte nun in der zartesten Weise dieses Unkraut in dem von Natur guten Charakter des Knaben zu entfernen. Gewissenhaft und mit Sorgfalt nahm Meinhold seine Stellung wahr. Dafür hing aber auch Horst mit einer Bewunderung und Liebe an seinem Lehrer, die ihm einen reichen Ersatz für all die Mühen seiner Stellung bot.

Die gräfliche Familie bewohnte eine prächtige Wohnung, bei gutem Wetter durchstrahlte heller Sonnenschein die ganze Flucht der schönen Gemächer, die mit fürstlicher Pracht ausgestattet waren. Licht war es, wohin das Auge blickte und doch — Schatten, tiefer Schatten in den Herzen des Ehepaars, das in solcher Umgebung so glücklich hätte sein können.

---

III.

Vor fünfzehn Jahren hatte der Vater des Grafen das Zeitliche gesegnet, indem er kurz vorher seinem Sohne die Mittheilung gemacht, daß derselbe mit seiner alten Mutter ganz mittellos zurückbleibe, wofern er nicht seine Verlobung mit einem ganz armen Edelfräulein rückgängig mache und Klothilde, Baronesse Löwenstein, die reichste Partie in der Provinz, heirate.

Es kostete dem Grafen einen harten Kampf, ehe er das that, doch die Mutter stand thränenden Auges vor ihm, die zarte kleine Frau! Sie war so an die Genüsse des Reichthums gewöhnt und nun sollte sie alles entbehren, ja, vielleicht von ihrem Familiensitz, Schloß Raukenburg, vertrieben werden! —

Die Partie war gelöst worden und bald darauf verkündeten zierliche Billets allen Freunden, Bekannten und Verwandten die Verlobung des Grafen Peter von Raukenburg mit der Baronesse Klothilde von Löwenstein.

Graf Peter konnte seine frühere Braut, die schöne, sanfte, blonde Else, trotz all des Glanzes nicht vergessen. Sie begegneten sich oft in der Gesellschaft. Else schlug alle Heiratsanträge, und sie hatte deren viele, aus. Sie wollte nicht ohne Neigung heiraten, und ihre Liebe hatte sie begraben.

Gar bald merkte die junge Gräfin, wie es um sie und ihren Mann stand, sie zog sich immer mehr von ihm zurück und er war es auch zufrieden. Sie ließ ihn seinen Weg gehen und das war es, was er wünschte. Fremd und gleichgiltig standen sich die beiden Eheleute äußerlich gegenüber.

Ihr Stolz erlaubte es ihr nicht nur im Geringsten zu zeigen, wie warm ihr Herz für den Gatten schlug, wie sie sich nach einem teilnehmenden freundlichen Wort von ihm sehnte. Sie hatte ihn ja schon geliebt noch ehe er sich mit Else verlobt hatte.

Schatten hatten sich in die Herzen derer gelagert, die eine so sonnige, lichte Existenz zu führen schienen.

---

#### IV.

Es war an einem glühend heißen Nachmittage des Juli=monats, die Sonne brannte mit versengender Hitze auf das Pflaster der Straßen. Bienen summten von Blume zu Blume. Libellen durchschwirrten die Luft. Hinter dem Garten, im Hof piepsen die jungen Hühner, indem sie der sie lockenden Klucke nacheilen.

Der Hund rasselt schläfrig an der Kette und legt sich auf die Seite, indem ihm die Zunge lang aus dem Maule heraushängt.

Tante Nanny sitzt mit ihrer Arbeit vor der Hausthür im schönen, kühlen Schatten, die kleine Nora spielt vor ihr im Sande. —

Vom Garten her tönt das Jauchzen der kleinen Wanda, die nach dem Ball hascht, den der Bruder für sie hoch, hoch wirft. Nora steht von fern und sieht dem anmutigen Spiele mit großen Augen zu.

Da klingt aus dem Garten die Stimme des hübschen Knaben:

„Mein Ball ist hinübergeflogen, wirf ihn mir zurück, Rotkopf!“

Nora rührt sich nicht, trotzig wirft sie das Köpfchen zurück und sieht den Knaben mit funkelnden Augen an.

„Du denkst wohl ich fürchte mich vor Dir, da irrst Du, ich fürchte mich überhaupt vor Niemandem. Mache nur so böse Augen, ich komme und hole mir selbst meinen Ball.“ —

Gewandt kletterte der Knabe an dem Gitter empor und war im Begriff hinüberzuspringen, als Meinhold hinzutrat, seine Hand auf Horsts Arm legte und ruhig, aber in seiner freundlichen bestimmten Weise zu Nora sagte:

„Kleine, willst Du uns nicht den Ball hinüberreichen, sieh, er liegt dort an der Seite, dicht am Brunnen.“ Noras Stirn glättete sich bei diesen Worten, ohne ein Wort zu entgegnen schritt sie zum Brunnen, nahm den Ball und brachte ihn dem Lehrer, derselbe deutete auf Horst:

„Er gehört Horst, willst Du ihn ihm geben?“ Die Kleine zögerte einen Moment, dann mit einem schnellen Entschluß reichte sie den Ball Horst.

„Danke,“ und der Knabe sprang in den Garten zurück.

Meinhold legte seinen Arm um die Schultern seines Zöglings und ging mit ihm langsam dem Hause zu, indem er ihm freundlich ernste Vorstellungen seines Betragens wegen machte.

Die kleine Wanda blieb noch im Garten mit ihrer alten Wärterin. „Ach Louise, sieh nur, dort ist auch ein kleines Mädchen mit einer Puppe, ich möchte gern mit ihr spielen.“

„Das geht nicht, mein Herzblatt, da müssen mir Mama erst fragen, ob wir das dürfen,“ und näherkommend knüpfte die alte Frau mit Tante Nanny ein Gespräch an.

Die beiden kleinen Mädchen näherten sich unterdes einander, bis sie nur noch durch das Gitter getrennt waren.

„Wie heißt Deine Puppe?“ fragte Wanda.

„Alma,“ lautete die Antwort.

„Wieviel Puppen hast Du?“

„Ich habe nur die Eine!“

„Louise, nur eine Puppe, ich habe zwölf. Wie heißt Du denn?“

„Nora.“

„Und ich heiße Wanda. Willst Du zu mir in den Garten kommen mit Deiner Puppe?“

„Ich weiß nicht, ob Tante es erlaubt.“

„Wanda, wir müssen hinein, Mama wird uns erwarten, komm nur jetzt.“

Die Wärterin ging mit Wanda ins Haus. Gleich darauf erschien Onkel Emil an der Thür.

„Nanny! Nanny!“

„Ich komme gleich.“

„Wo ist der Schmant zum Kaffee?“

„Deine Morgenschuh stehn unterm Bett.“

Lauter wiederholte er:

„Wo ist der Schmant zum Kaffee?“

„Welcher Affe?“

„Wer spricht von einem Affen!“ brummend verließ er die Hausthür.

Nora ging zur Tante und wiederholte laut die Frage des Onkels. Nun legte diese ihre Arbeit zusammen und beeilte sich hinein zu gehn, um den Kaffee zu kochen.

Da Onkel Emil gar keine Beschäftigung hatte, so suchte er sich in der Wirtschaft nützlich zu machen. Er deckte den Tisch, wischte Staub und besorgte täglich die Einkäufe auf dem Markt.

---

V.

Nach einigen Tagen, als die kleine Wanda wieder im Garten spielte, kam die alte Louise an das Gitter und winkte Nora heran.

„Nora, willst Du nicht mit der kleinen Wanda spielen, frage die Tante, ob sie Dir erlaubt, zu uns in den Garten zu kommen!“

Nora eilte in die Stube. Nach einer kleinen Weile erschien Tante Nanny bei Louise.

„Ich möchte Nora nicht in den Garten lassen, wer weiß, ob die Frau Gräfin es gern sieht.“

„O, da haben wir vorgesorgt,“ entgegnete Louise, „wir sind schon mit der Erlaubnis hergekommen.“

„So, nun das ist etwas anderes, ich will Nora nur ein reines Schürzchen vorlegen und dann soll sie mit ihrer Puppe kommen.“

Nach einer viertel Stunde betrat Nora den schönen Garten. Das war nun ein herrlicher Nachmittag für das Kind, solch ein Spielzeug hatte sie bis jetzt nur in den Schaufenstern des großen Spielzeugladens gesehen. —

Von nun ab durfte Nora alle Nachmittage in den Garten hinüber, um mit Wanda zu spielen; letztere hatte sich auch bald so an Nora gewöhnt, daß es Thränen gab, wenn es regnete und Wanda nicht hinaus durfte. Aber Nora verstand es auch wie keiner, mit der kleinen Wanda zu spielen, sie fing ihr die schönsten Schmetterlinge und Wanda gab ihnen dann jauchzend wieder die Freiheit. Sie sammelte die hübschesten Steinchen und baute aus denselben kleine Häuschen und Wagen, in denen die kleinen

Puppen sitzen konnten. Dann verstand sie es, so niedlich aus Blättern Körbchen zu flechten, die sie nachher mit Tannennadeln füllte und sie als Gemüse zu Wanda zum Verkauf brachte.

Nora liebte die kleine Komtesse über alles, ebenso hatte Wanda keine ihrer kleinen Freundinnen so lieb wie Nora.

Als es nun Herbst wurde, kamen die Kinder nur selten zusammen, bis schließlich die schöne Zeit vorüber war.

## VI.

Es war am heiligen Abend. Langsam fielen dicke große Schneeflocken auf die Erde hernieder. Eine emsige, freudige Geschäftigkeit machte sich auf den Straßen bemerkbar. In den Kaufläden gab es noch viel zu thun, einer nach dem andern kam eilig und wollte schnell bedient sein.

Auch die alte Louise war nochmals ausgeschiedt worden einiges zu besorgen.

Wanda hatte die Mama so sehr gebeten, Nora auch etwas bescheeren zu dürfen, nun war Louise beauftragt worden, noch einiges herbeizuschaffen, was sie denn auch gern that, da auch sie, wie ihr kleiner Pflegling, Nora von Herzen lieb hatte.

Im Hinterhäuschen wurde früh der Baum angezündet. Der Onkel bekam von Tante ein paar warme Handschuh und Zeug zu einem Anzuge. Nora hatte ihm ein Buchzeichen aus buntem Papier geflochten. — Tante erhielt vom Onkel Zeug zu einem Kleide und von Nora ein kleines Nadelbuch. Nora war hocherfreut über einen neuen Paletot vom Onkel und eine schöne Puppe nebst Wagen von der Tante.

Es war noch früh, als der Baum bereits ausgelöscht wurde. Onkel saß im ersten Zimmer lesend und dabei seine Pfeife rauchend. Nora war beschäftigt, im Schlafzimmer ihr neues Baby zur Ruhe zu bringen. Tante Nanny ging ab und zu, indem sie die Sachen forträumte.

Da klopfte es. Auf Onkels aufforderndes „Herein“ öffnete Louise die Thür und trat ein. Sie sollte die kleine Nora holen, damit dieselbe sich auch Wandas Baum ansehe.

„Nanny! Nanny!“ rief Onkel Emil.

„Was denn?“

„Nora soll hinübergehn zur kleinen Komtesse.“

„Ach, es ist ja noch zu früh, wenn wir um acht Uhr essen, ist es Zeit genug.“

Er lächelt, der alte Onkel, er ist heute gut gelaunt.

„Nein, Nora soll hinüber.“

„Wovon denn, sie war ja eben noch ganz wohl, ich habe nichts gemerkt von Fieber,“ und eilends kam die kleine Frau herbei, um sich zu überzeugen ob ihr Liebling Fieber habe. Nun klärte sich die Sache auf und Nora wurde angekleidet, um in Begleitung der alten Louise hinüber zu gehen.

Glückstrahlend kehrte sie spät Abends zurück. Sie hatte einen prachtvollen Baum gesehen und war reich beschenkt worden. Nach Hause zurückgekehrt mußte sie noch eine Tasse Thee trinken und von Tantens schönem Weihnachtskuchen probieren.

Zufrieden begaben sie sich dann alle zur Ruhe, nachdem der Onkel noch eine Weihnachtsandacht gehalten hatte. Wie licht war es doch in den Herzen der kleinen Familie, wie mit inniger Dankbarkeit empfingen sie jede Freude und jede kleine Aufmerksamkeit.

Auch in der Familie des Grafen war die Freude der Kinder groß gewesen, besonders als Nora erschien.

Der Graf hatte seiner Gemahlin einen wertvollen Schmuck geschenkt. Sie dankte ihm, indem sie ihm die Hand reichte und ihm die Stirn zum Kuß bot.

Die Gräfin hatte ihrem Gatten einen kleinen Teppich ausgenäht.

„Ich danke Dir,“ und seine Lippen berührten ihre Fingerspitzen.

Am folgenden Tage ging Tante Nanny hinüber, um sich bei der Gräfin für Noras Geschenke zu bedanken. Bei dieser Gelegenheit sprach die Gräfin den Wunsch aus, Nora täglich bei ihrer Tochter zu sehen, sie sei ein gutes und gesittetes Kind und sie freue sich, daß Wanda sie so lieb habe.

Nun begann wieder eine schöne Zeit für Nora, täglich durfte sie mit der kleinen Wanda spielen und mit ihr, in Begleitung der alten Luise, spazieren gehn oder fahren, das waren schöne Tage für Nora, Tage des Glückes und der ungetrübten Freude.

---

## VII.

So waren fünf Jahre dahingegangen. Die kleine Wanda war schon zehn Jahre alt, Nora zwölf. Beide Kinder lernten bereits. Wanda wurde von Herrn Meinhold unterrichtet. Sie zeigte wenig Lust zum Lernen, doch war sie immer aufmerksamer und lieber dabei, wenn Nora gerade dort war und Herr Meinhold ihr gestattete, auch am Unterricht teilzunehmen.

Nora besuchte eine gute Schule, Onkel und Tante scheuten keine Ausgaben, um ihr eine gute Erziehung zu geben.

Da ließ eines Tages die Gräfin Tante Nanny bitten, zu ihr zu kommen, sie habe mit ihr zu sprechen.

Als Tante Nanny hinüberkam, fragte die Gräfin sie ohne jegliche Einleitung, ob sie ihr gestatten wolle, Nora mit Wanda zusammen erziehen zu lassen, sie könne ja deshalb immer bei ihnen wohnen, aber sie solle die Lerntage im gräflichen Hause verbringen.

Tante Nanny wußte im ersten Augenblick nicht, was sie zu dem Vorschlag sagen sollte, doch bald leuchtete es ihr ein, daß sie doch nie im stande sein würde, das Kind so zu erziehen wie die Gräfin es konnte. Sie bat um Zeit, sie wolle erst mit ihrem Manne darüber sprechen, was ihr auch bewilligt wurde. Dann eilte sie nach Hause.

Onkel Emil wollte nicht recht heran mit der Zusage.

„Wir haben uns so an das Kind gewöhnt.“

„Nun, dort wird sie nicht weniger verwöhnt werden,“ lautete die Entgegnung Tante Nannys und als Onkel, sich tröstend, sagte:

„Nun, sie kann ja immer wieder zu uns zurück,“ lautete die Antwort:

„So viel werden sie doch nicht lernen, daß sie verrückt wird.“

Schließlich einigten sie sich immer wieder, trotzdem daß die Tante so schlecht hörte und Onkel recht undeutlich sprach.

Nora sollte nun im gräflichen Hause erzogen werden. Sie schlief zu Hause, ging früh hinüber und blieb dann dort bis zum Abend.

Zwei Jahre blieb auch Horst noch im Hause, dann verließ er dasselbe, mit ihm Herr Meinhold. Horst zog nach Heidelberg, wo er Staatswissenschaften studierte.

Bald hatte er sich an das Burschenleben gewöhnt, es dauerte auch nicht lange und er trug die Farben der Borussen. Als liebenswürdiger und munterer Gesellschafter wurde er mit der Zeit einer der beliebtesten Studenten seiner Korporation. Besonders eng schloß er sich an seinen Korpsbruder, den jungen Grafen Kurt von Bruns-Wallenrode, einem begabten, liebenswürdigen Menschen an. Zu den Ferien war Horst stets Kurts Gast, auf den Gütern desselben, so, daß er während seiner ganzen Studienzeit garnicht nach Hause kam. Schon im zweiten Semester mieteten sich die beiden Freunde zusammen eine Wohnung.

---

### VIII.

Eines Vormittags, Horst war soeben aus der Vorlesung nach Hause gekommen, klopfte es bescheiden an der Thür, auf sein „Herein“ erschien auf der Schwelle ein kleines Mädchen von etwa zehn Jahren. Wanda — war das nicht die kleine Wanda? Nein, Wanda war ja schon vierzehn Jahre alt, sie mußte schon ein großes Mädchen sein und doch, so, gerade so sah sein kleines Schwesterchen aus, die kleine zehnjährige Wanda! Was für ein hübsches Kind, das dunkle Haar umrahmte ein hübsches, feines Gesichtchen mit rehbraunen Augen.

Ängstlich schaute die Kleine um sich.

„Was willst Du, Kleine,“ fragte Kurt, der eben eingetreten war.

„Meine Mutter ist so krank, ich sollte einen Doktor holen und man sagte mir, hier wohne einer.

„Auf der andern Seite wohnt ein Doktor, was fehlt denn Deiner Mutter?“

„Ich weiß nicht.“

„Wo wohnt Ihr denn?“ fragte jetzt Horst.

„In der Hessler Straße, Nummer . . .“

„Geh' nur hinüber zum Doktor und frage an, ob er zu Deiner Mutter kommen will, dann komm nur nochmal her und sage uns, ob er mit Dir gehen will!“

Das Kind ging hinaus.

„Was für ein hübsches Kind,“ sagte Kurt.

„Ja, und sie hat eine frappante Ähnlichkeit von meiner Schwester.“

„Wirklich?“

„Es scheint übrigens das Kind armer Eltern zu sein, der Kleidung nach zu urteilen.“

Zögernd wurde die Thür wieder geöffnet. Die Kleine stand wieder auf der Schwelle mit Thränen in den Augen.

„Nun?“ fragte Kurt, „sahst Du den Doktor?“

„Der Doktor sagte mir, ich solle erst zahlen, dann würde er kommen.“

Wie verhaltener Schmerz zuckte es um ihre Mundwinkel. Die Freunde wechselten einen Blick des Einverständnisses.

„Nun und Du hast wohl kein Geld?“ fragte Horst.

„Nein,“ war die zögernd gegebene Antwort.

Kurt nahm die Kleine an der Hand. „Komm mit mir, ich will erst sehen, was Deiner Mutter fehlt und dann wollen wir schon sorgen, daß sie einen Arzt bekommt.“

Kurt verließ mit der Kleinen die Wohnung, bestieg vor der Thür einen Wagen und fuhr nun zu der kranken Mutter des Kindes.

Die Kleine saß schweigend an seiner Seite. Ach, wie freundlich und gut war er doch, nun wird die Mutter gewiß bald gesund, wenn nur erst der Doktor zu ihr kommt, ist ja alles gut. Dann konnte die Mutter wieder arbeiten und sie brauchten nicht, wie in der letzten Zeit so oft, zu hungern. Dann konnten sie wieder Holz kaufen und das Stübchen war des Morgens nicht immer so bitter kalt. Das kleine Ding hüllte sich bei diesem Gedanken dichter in ihr Tuch.

Der Wagen hielt.

Das Kind führte Kurt in ein niedriges Stübchen in einem Kellerraum. Eine feuchte, ungesunde Luft schlug ihnen entgegen.

War es möglich, konnten hier Menschen leben? Zwei Stühle aus rohem Holz, ein Tisch, der recht wackelig zu sein schien, ein Bett mit Stroh gefüllt, in dem die Kranke lag, bedeckt mit einer wenn auch reinen, doch sehr dünn wattierten Decke. Das war alles, was sich dem Auge darbot. Das Bett stand gegenüber der Thür, rechts von demselben führte ein kleines Fenster auf einen engen schmutzigen Hof.

„Mutter, hier kommt ein Herr“ —

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor,“ ließ sich eine schwache Stimme vernehmen, „daß Sie gekommen sind. Ich kann Ihnen freilich Ihre Mühe fürs erste nicht vergelten, denn ich habe nichts mehr, als was Sie hier in meinem Zimmer sehn. Aber so Gott will, werde ich wieder gesund und dann habe ich

auch wieder Arbeit, ich wasche, seit mein Mann tot ist, er war Kaufmann, für reiche Leute, die meine Arbeit gut bezahlen. Dann entrichtete ich Ihnen meine Schuld bei Heller und Pfennig.“

Die arme Frau ahnte nicht, was Kurt als Mediziner auf den ersten Blick erkannte. Sie war schwindstüchtig, da war keine Rettung mehr, es war zu spät.

Sie hatte mit vielen Unterbrechungen gesprochen, immer wieder von einem Hustenanfall gequält.

„Ich bin nicht der Doktor, liebe Frau,“ sagte jetzt Kurt, „aber ich werde dafür Sorge tragen, daß Sie unter ärztliche Behandlung kommen.“

„O, ich dachte, Sie wären es.“

Kurt verließ nun das Zimmer mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Draußen warf er sich in den Wagen und gab dem Kutscher die Weisung zu einem Professor zu fahren.

Dort angelangt, gab Kurt seine Karte ab mit der Bitte, der Professor möge ihn gleich empfangen. Das geschah denn auch sofort.

Kurt erzählte dem Professor, wie er zu der Kranken gekommen war und bat ihn, es möglich zu machen, die Patientin sobald als möglich in die Klinik aufzunehmen, da sie zu Hause durchaus keine Pflege habe.

„Aber wo bleibt das Kind?“ wandte der Professor ein.

„Ich werde sorgen, daß das Kind ein Unterkommen findet.“

„Bringen Sie die Kranke morgen zwischen elf und zwölf Uhr Mittags in die Klinik, ich werde sie dann selbst dort empfangen.“

Kurt entfernte sich.

Fürs Erste eilte er nach Hause, um auch mit Horst Rücksprache zu nehmen.

„Lieber Horst, willst Du mir helfen für die kranke Frau und ihr Kind zu sorgen?“

„Gewiß, recht gern.“

„Die Kranke soll morgen in die Klinik, aber vorher müssen wir die Kleine unterbringen. Willst Du nun für heute das Notwendigste für die Kranke einkaufen, Frau Vogel kann Dir dabei ratend zur Seite stehn. Wäsche, Kleider für die Kleine. Etwas Holz kann Jakob gleich hinüberbesorgen und auch heizen. Eine Flasche Wein und etwas Bisquit bringst Du vielleicht hin. Und dann gib Auftrag, daß zum Abendbrot etwas hingeschickt wird. Unterdeß will ich nach Wallenrode fahren und von dort die Pflegerin meiner Kindheit, die alte Pöpler abholen, sie bezieht die beiden oberen Zimmer, die ohnedem leer stehn und nimmt das Kind zu sich, bis — nun bis alles vorüber ist, das Weitere wird sich ja dann finden.“ —

„Verlaß Dich auf mich, ich werde alles zu Deiner Zufriedenheit besorgen.“

Die beiden Freunde reichten sich die Hände. Dann trennten sie sich.

Horst ging, um Frau Vogel, ihre Wirtin, zu benachrichtigen und Kurt machte sich reisefertig, um nach Wallenrode zu fahren.

Er fuhr nochmals in die Heflerstraße, ehe er die Stadt verließ, um die Kranke von Allem zu unterrichten.

„Gott lohne es Ihnen, was Sie an uns thun,“ waren ihre einzigen Worte.

Der kleinen Betty reichte er die Hand zum Abschied. Freundlich lächelnd legte sie die ihrige hinein.

Am Abende desselben Tages schon kehrte Kurt in Begleitung der alten Wärterin zurück. Dieselbe erwies sich als die richtige Person in dieser Angelegenheit. Sie zog hinauf in die zwei Zimmerchen, ordnete ihre Sachen und gab der kleinen Wohnung ein behagliches Ansehen.

Dann meldete sie sich bei ihrem früheren Pflegling.

„Nun, Herr Kurt, jetzt könnten wir wohl die kleine Mamsell abholen, Alles ist bereit.“

„Auch ein Bett, denn die Kleine wird wohl müde sein, es ist schon spät.“

„Alles, alles!“

„Nun dann — vorwärts.“

Beide fuhren nun zu der Kranken.

Betty saß am Tisch, auf dem eine kleine Lampe brannte. Sie hatte die Arme aufgelehnt und den Kopf auf dieselben gestützt. Sie schlief. Die Kranke atmete schwer.

Als Kurt mit seiner Begleiterin eintrat, wandte sie den Kopf nach der Thür.

„Guten Abend,“ sagte Kurt, „wie fühlen Sie sich, haben Sie etwas genossen?“

„Ja wohl, der gute Herr hat ja so für uns gesorgt, wie man es sich nicht besser wünschen kann.“

„Nun aber, liebe Frau, bedürfen Sie der Ruhe, Betty soll bei dieser Frau bleiben, sie wird für sie sorgen wie für ihr eigenes Kind, nicht wahr, Beszler?“

„Gewiß werde ich das,“ entgegnete diese, „seien Sie nur ganz ohne Sorgen, das Kind soll es gut bei uns haben.“

Unterdeß war Betty erwacht, sie wollte gern mit Kurt gehn, sie stand auf und hüllte sich in ein großes Tuch, da fiel ihr Blick auf die Mutter, sie sah Thränen in ihren Augen, schnell nahm sie das Tuch wieder ab und sagte in entschiedenem Ton:

„Mutter, ich gehe nicht fort, ich bleibe bei Dir.“

„Geh' nur, mein Kind,“ erwiderte die Kranke, „es ist am besten so, wenn es mit mir besser wird, kommst Du wieder zurück.“

Nach langem Hin- und Herreden fügte sich die Kleine und nachdem sie die Mutter zärtlich geküßt, verließ sie in Begleitung der alten Pefler, an der Hand Kurts das niedrige Stübchen, nachdem eine Nachbarin die Pflege für die Nacht gegen Bezahlung übernommen hatte.

Am folgenden Tage wurde die Kranke in die Klinik gebracht. Wie er versprochen, empfing der Professor die Patientin dort und traf seine Anordnungen.

## IX.

Drei Wochen sind verstrichen. An einem trüben grauen Nachmittage bewegt sich ein Leichenzug von der Klinik zum Gottesacker. Es ist Bettys Mutter, die zu Grabe getragen wird. Die Kleine folgt dem Sarge an der Hand Kurts. Auf der andern Seite neben ihr geht die alte Pefler. Es sind nur einige Personen, die dem Sarge folgen. Betty hat keine Angehörigen mehr, sie steht nun ganz allein in der Welt. —

Als das Begräbniß vorüber war, kehrte Betty in Kurts Haus zurück. Dort angelangt, schloß Frau Pefler Betty

in ihre Arme. Armes Kind, wie wird es ihr ergehn ohne Eltern und Geschwister, wer wird sie schützen und lieben in dieser rauhen Welt!

Betty hatte sich müde geweint. Obwohl sie es noch nicht recht verstand, fühlte sie es doch, daß sie die Mutter verloren.

Zeitiger als wohl sonst brachte die Pefler sie zur Ruhe. Nachdem sie eingeschlafen war, ging Kurts Wärterin hinunter zu diesem, er hatte sie rufen lassen.

„Nun, Herr Kurt, und was nun?“

„Ja, liebe Pefler, was nun!“ —

„Soll man nicht Betty in ein Waisenhaus geben, es wird ja dort auch recht gut für arme Kinder gesorgt?“ —  
Forschend richtete sie die freundlichen grauen Augen auf Kurt.

„Nein,“ war die entschiedene Entgegnung, „ich habe einen anderen Plan. Wäre es Ihnen zu schwer, Betty mit nach Wallenrode zu nehmen als Pensionärin? Ich will Betty erziehen lassen und wenn sie erwachsen ist und so viel gelernt hat, dann mag sie sich ihr Brot selbst erwerben. Bis dahin Sorge ich für sie!“ —

Freudig überrascht sah Frau Pefler ihn an. „Herr Kurt, ich habe es immer gesagt, Ihr Herz ist Goldes wert, ja, so waren Sie als Kind und so sind Sie noch heute. Das wird der liebe Herrgott Ihnen lohnen,“ und sie wischte sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen.

„Lassen Sie das, liebe Pefler, in Ihren Augen war ich ja von jeher immer ein „Musterknabe“ und lächelnd klopfte er ihr auf die Schulter. „Ich denke, Sie bereiten Alles vor und fahren mit Betty sobald es geht nach

Wallenrode. Ich werde dann hier eine passende Gouvernante engagieren und auch hinaus schicken. Eines merken Sie sich, Peßler, es ist mein Wunsch, daß das Kind gut erzogen und gepflegt wird, so gut als wäre es meine Schwester. Ich werde öfter hinaus kommen und nachsehen wie es dort geht. Es ist ein auffallend hübsches Kind, Peßler, sorgen Sie nun auch dafür, daß sie passende Toilette bekommt. Hier gebe ich Ihnen zu diesem Zweck eine Summe Geldes.“

Die alte Frau nickte. Kurt trat an seinen Schreibtisch und entnahm demselben einige Banknoten, die er Frau Peßler einhändigte. —

Der Tag war herangerückt, an dem Betty mit der alten Peßler nach Wallenrode sollte. Früh am Morgen trat Kurt oben in die kleine Wohnung. Betty kam ihm entgegen mit einer hübschen Puppe im Arm, die er ihr vor einiger Zeit gebracht hatte. Sie reichte ihm zutraulich das Händchen, indem sie leuchtenden Auges zu ihm aufschaute.

„Nun, Betty, also heute fährst Du fort mit Madame Peßler, wirst Du ein gutes Kind sein, recht gehorsam und wenn in einigen Wochen eine Gouvernante kommt, wirst Du fleißig lernen und ihr und mir Freude damit machen?“

„Ja, Herr Kurt, das will ich gewiß thun, ich verspreche es Ihnen!“

Zufrieden mit dieser Antwort strich er ihr über das kastanienbraune Haar.

„O, was für ein schöner Ring,“ mit diesen Worten griff sie nach seiner Hand, die am kleinen Finger einen wertvollen Ring mit einem mit Perlen umgebenen Amethyst trug.

„Gefällt Dir der Ring, siehst Du, ich erhielt ihn zur Konfirmation von meiner Mutter, das war vor drei Jahren, bald darauf starb sie. Sie hieß auch Betty und mein kleines Schwesterchen, das schon lange tot ist hatte auch denselben Namen.“

Mit großen Augen schaute sie ihn an.

Um die Mittagsstunde hielt ein geschlossener Wagen vor der Thür, Betty in Trauerkleidung mit der Puppe im Arm kam mit Madame Pefler nochmals hinunter zu den jungen Leuten. Horst reichte ihr die Hand.

„Lebe wohl, Betty, wenn wir uns wiedersehen bist Du wohl schon eine große Dame!“ Der Gedanke, eine große Dame zu werden, schien ihr viel Spaß zu machen, sie lachte fröhlich.

Dann gab Kurt ihr die Hand.

„Betty vergiß nicht, was Du mir versprochen hast!“

„Nein, niemals.“

Dann huschte das kleine Ding die wenigen Stufen hinunter und saß bereits im Wagen, als die alte Pefler unten ankam.

---

## X.

Kurt hatte die Mutter verloren, als er erst sechszehn Jahre alt war, des Vaters konnte er sich kaum noch erinnern. Seine Schwester war kaum ein Jahr alt gestorben.

Somit war er sechszehn Jahre alt alleiniger Erbe eines enormen Vermögens und Besitzer von fünf schönen Gütern. Sein Vormund zeigte sich beim Tode der Gräfin Bruns-Wallenrode ganz einverstanden mit den Wünschen des

jungen Erben. Derselbe wollte erst das Bonner Gymnasium absolvieren und dann, nachdem er das Abiturentenexamen bestanden, in Heidelberg seiner Neigung nach Medizin studieren. In der nächsten Umgebung lagen drei seiner Güter. Eins derselben war Wallenrode. —

Am Nachmittage bei schönem hellen Sonnenschein langten Betty und die alte Pöfpler an ihrem Bestimmungsort an. Schoß Wallenrode war ein großes altes Gebäude mit Zinnen, Thürmchen und Erkern. Betty staunte, das war ja ganz wie das Bild von Dornröschen in dem schönen Märchenbuch, das Kurt ihr geschenkt hatte!

Ein Diener öffnete den Schlag und trug dann die Koffer und Schachteln hinein.

Wie eine kleine Herrin zog Betty ein, es hieß bei den Dienstboten, das kleine Fräulein sei eine Pflgetochter des jungen Grafen. Dem entsprechend wurde sie empfangen. —

Nach drei Wochen langte auch die Gouvernante an. Es war eine alte freundliche Dame, die in der Erziehung schon viel geleistet hatte und Kurt von einer ihm befreundeten Professorenfamilie warm empfohlen worden war.

Betty lernte mit Liebe und Eifer, sie setzte ihre ganze Energie daran, Kurt zufrieden zu stellen. Was hatte sie ihm nicht alles zu danken. Wäre er nicht gewesen, die Mutter wäre wohl ohne Arzt und ohne jegliche Pflege gestorben. Und was wäre aus ihr dann geworden? Die alte böse Nachbarin hätte sie dann vielleicht zu sich genommen, um sie dann betteln zu schicken. Sie schloß des Abends die Augen nicht eher, als bis sie ein Gebet für ihn gesprochen hatte. Keiner war doch so gut und so schön wie er, Betty bewunderte und verehrte Kurt. Wenn sie

mit Fräulein Trautenberg Geschichte trieb, immer vergegenwärtigte sie sich Kurt. Hermann der Cheruskerrfürst mußte ganz ausgelesen haben wie Kurt, so groß und breit, so schöne blaue Augen, solch ein blondes lockiges Haar und solch ein energisches Gesicht. Die ganze Erscheinung das Urbild der Kraft und Männlichkeit.

Kurt kam öfter nach Wallenrode, er wurde von Betty jedes Mal mit Jubel begrüßt. Immer kehrte er in guter Stimmung nach Hause zurück. Betty machte ihm wirklich Freude. Sie lernte nicht nur gut und machte große Fortschritte, sondern sie entwickelte sich auch immer mehr zu einem wirklich hübschen Mädchen.

Nun war sie schon sechzehn Jahre alt, doch noch ganz Kind. Sie trug noch fußfreie Kleider, so daß man ihre kleinen, wohlgeformten Füßchen sehen konnte, sonst hatte sie das Ansehn einer Erwachsenen, die runden Formen, die schlanke, mittelgroße Gestalt, alles sah so vollkommen aus.

---

## XI.

Es war Weihnachtssonnabend.

Betty saß mit geröteten Wangen emsig arbeitend in ihrem Stübchen. Sie wollte nur noch die Schnur annähen an ein Couvrepieds, das sie für Kurt ausgenäht hatte.

Er war noch nicht da, doch hatte er geschrieben, er würde kommen. Wie klopfte ihr das Herz bei dem Gedanken an ihn. —

Jetzt war die Arbeit beendet, sie wurde zusammengelegt und in eine Schieblade verschlossen. Auch für Fräulein Trautenberg war ein schönes, großes, warmes Tuch gehäkelt, wie würde sie sich darüber freuen! —

Nun eilte Betty, der alten Pöpler beim Schmücken des schönen großen Baumes behilflich zu sein. Dieselbe stand bereits auf einer kleinen Treppe und hing die hübschen Zuckersachen an, die Kurt vor einigen Tagen hinausgeschickt hatte.

„Liebes Pöplerchen, da dürfen Sie gar nicht hinauf, das ist viel zu schwer für Sie, bin ich denn nicht da?“ Mit diesen Worten legte Betty ihren Arm um die Hüften der alten Frau und zog sie vorsichtig die zwei Stufen hinunter.

„So, Bettychen, das kannst Du nun machen, nimm, mein Kind, ich reiche Dir die Sachen und Du hängst sie an, dann sind wir auch bald fertig.“

Betty stieg hinauf, sie sah wunderlieblich aus in dem dunkelblauen Hauskleide mit dem Matrosenkragen und der schwarzen Schürze, die sie stets zu Hause trug. Das schöne dicke und lange kastanienbraune Haar war zu einer Flechte zusammengenommen, welche ihr viel zu schaffen machte, indem sie bei ihren lebhaften Bewegungen immer über die Schulter fiel. Aus dem feinen rosigen Gesichtchen schauten ein paar schöne rehbraune Kinderaugen hervor.

Stolz lächelnd verfolgte die alte Pöpler mit ihren Augen die Bewegungen des jungen Mädchens. Wie lieblich war sie doch, wie viel Freude machte sie allen, die sich Mühe um sie gaben. Aber am meisten, ja am meisten Mühe bei ihrer Erziehung hatte doch sie, die alte Pöpler selbst gehabt, wie hatte sie sie gehegt und gepflegt, bei jeder kleinen Erkältung hatte sie sie gleich ins Bett gesteckt und dann Fliederthee und ein Senfpflaster, beides vorzügliche Mittel, hatten immer geholfen.

Nun sollte Betty in nächster Zeit konfirmiert werden, dann war sie eine junge Dame, ja dann durfte sie sie am Ende gar nicht mehr Betty und Du nennen? und dann sollte sie wohl gar noch zu fremden Menschen, um sich ihr Brod selbst zu verdienen? Die Augen der alten treuen Seele wurden ihr bei diesen Vorstellungen klar. Betty war in diesen sechs Jahren ihr Liebling geworden, sie war stolz auf das Kind und glaubte kein geringes Verdienst an ihrer Erziehung zu haben.

Nun waren alle Sachen angehängt, Betty stieg herunter und sah sich den Baum von allen Seiten an. Wie hübsch er war! würde er auch Kurt gefallen? würde er ihr vielleicht sagen: Das hast Du hübsch gemacht, mein Kind!

Betty hatte Kurt fast ein Jahr nicht gesehn. Vor einem Jahr hatte er sein Doktorexamen gemacht und war dann auf Reisen gegangen. Nun wollte er sich auf einem seiner Güter in Württemberg niederlassen, um sich ganz der Landwirtschaft zu widmen.

Schellengeläute weckte sie aus ihren Träumen. Schnell flog sie ans Fenster mit dem frohlockenden Ruf: „Graf Kurt kommt!“

Unten sah sie ihn, in einen großen Pelz gehüllt, aus dem Schlitten steigen. Er kam ihr schöner vor als je. Wie stürmisch klopfte ihr das Herz vor Freude.

Sie wollte ihm entgegen eilen, doch an der Thür stieß sie auf Fräulein Trautenberg, welche ihre Hand faßte und sie ins Zimmer zurückzog. Die alte Pefler war gleich hinuntergeeilt, um den jungen Mann zu begrüßen.

„Betty, Du kannst dem Grafen nicht mehr so entgegenstürmen wie früher, das geht jetzt nicht mehr, Du bist zu groß dazu!“

Fräulein Trautenberg strich ihr freundlich lächelnd über die Wange. Wie ein gescholtenees Kind senkte Betty errötend das Köpfchen. Sie war zu groß dazu, daran hatte sie noch nie gedacht.

Nach einer Viertelstunde erschien Kurt im Salon. Betty stand am Flügel und ordnete ihre Noten. Überrascht blieb Kurt beim Anblick Betty's stehn. Dann begrüßte er Fräulein Trautenberg.

„Betty, sind Sie es wirklich, wie groß Sie geworden sind.“

Er reichte ihr die Hand.

„Ja, sie ist im letzten Jahr sehr gewachsen,“ fiel hier Fräulein Trautenberg ein und knüpfte eine Unterhaltung an. Betty preßte die Lippen aufeinander, sie konnte kein Wort hervorbringen. Das Herz war ihr zum zerspringen voll, wie hatte sie sich doch alles so wunderbar schön gedacht, wie sie die erste sein wollte, die ihn begrüßte, was er für Augen machen würde, daß sie schon so groß war und nun — sie durfte ihm nicht entgegen, dann hatte er sie nicht mehr Du genannt und während er ihr früher stets beide Hände entgegengestreckt hatte, bekam sie dieses Mal nur eine Hand. Und das alles nur, weil sie schon zu groß war. Ach, warum war sie schon so groß, wäre sie doch noch das zwölfjährige Kind, wie glücklich wäre sie gewesen.

Der Festgottesdienst in der benachbarten Kirche war vorüber. Schlitten auf Schlitten verließ die Anfahrt. Auch Betty und ihre Gouvernante saßen in einem solchen, während Graf Wallentode in einem zweiten folgte.

Zu Hause angelangt ging man an die Bescheerung. Erst wurde im Souterrain ein kleinerer Baum angezündet

und alle Dienstboten bekamen ihre Geschenke, der Graf war selbst zugegen und erfreute jeden mit einer Gabe.

Betty gab der alten Pefler drei paar sauber gearbeitete Strümpfe.

„Bettychen, und die hast Du selbst gestrickt, da werden Dir ja Deine Augen weh gethan haben, armes Kind. Aber gut hast Du sie gestrickt, ja ganz nach der alten Pefler Manier, darum hast Du es auch von mir gelernt,“ und stolz wandte sie sich mit den Strümpfen zu Kurt, um ihn die hübsche Arbeit bewundern zu lassen.

Nun ging es wieder hinauf, alle Geschenke wurden der alten Pefler abgegeben, welche dieselben dann unter dem schönen Baum ordnete.

Betty wurde reich beschenkt. Fräulein Trautenberg erfreute sie mit ihrem Lieblingsdichter Goethe. Lange schon war es ein sehnlicher Wunsch von ihr gewesen, denselben zu besitzen.

Auch die alte Pefler hatte ihrer gedacht. Ein großes Stück selbstgewebtes, feines Leinen prangte unter dem Baum für sie, „als solider Grund zur Aussteuer,“ wie sie sich ausdrückte.

Und nun erst Kurts Geschenke. Ein schöner Fuchspelz zog sofort ihr Auge auf sich. Im Januar sollte der Konfirmationsunterricht beim Prediger der benachbarten Kirche beginnen und da wünschte Kurt, sie solle sich, wenn sie hinfahre, immer in den Pelz einhüllen, damit sie nicht friere. Und noch viele, viele schöne Dinge lagen dabei.

Nachdem sie alles besehn hatte, eilte sie allen zu danken. Ihre Wangen waren vom Eifer geröthet, die Augen glänzten. Glückstrahlend flog sie zu Kurt, um auch ihm Worte des

Dankes zu sagen, doch — er reichte ihr mit einer förmlichen Verbeugung die Hand.

Thränen verdunkelten ihren Blick; warum wollte er nicht ihren Dank, war sie ihm lästig? Einem schnellen Impulse folgend zog sie, ehe er es verhindern konnte, seine Hand an ihre Lippen.

Fräulein Trautenberg hatte sich dem Baume zugewandt, so daß sie es nicht bemerkte. Er sah angelegentlich zum Fenster hinaus und als er wieder ins Zimmer zurücktrat, lag der gewohnte Ausdruck auf seinen Zügen.

---

## XII.

Der Tag der Konfirmation war herangerückt. Betty hoffte, Kurt würde kommen, sie hatte sich getäuscht. O, wie weh war ihr ums Herz. Sie wußte, daß er auf einem seiner nähergelegenen Güter war, warum kam er nicht?

Nachdem sie aus der Kirche zurückgekehrt war, wurde ihr von Kurt ein kleines Päckchen übergeben. Sie eilte mit demselben in ihr Stübchen. Mit hochklopfendem Herzen öffnete sie es. Auch ein Brief von ihm. Es waren feste charakteristische Schriftzüge, die ihr entgegenleuchteten. Sie drückte den Brief an ihre Lippen. Dann öffnete sie ihn mit zitternden Fingern.

Er enthielt nur wenige Zeilen.

„Fräulein Betty!

Leider ist es mir unmöglich heute, am Tage Ihrer Konfirmation in Wallenrode anwesend zu sein. Nehmen Sie meinen Glückwunsch und den beifolgenden Ring als

Zeichen meiner unwandelbaren Freundschaft, es ist genau derselbe wie ich ihn trage. Behalten Sie ihn stets am Finger, möge er Ihnen Glück bringen.“

Kurt, Graf Bruns-Wallenrode.

Thränen überströmten Bettys Gesicht. War es Freude, war es Enttäuschung? — Nun öffnete sie das Etuis. Welche Pracht! Auf einem dunklen Sammetpolster ruhte ein Armband. Es war ein schmaler goldener Reif, der als Aufsatz einen von Perlen umgebenen großen Amethyst trug. In der Mitte lag ein genau dazu passender Ring, derselbe Ring wie Kurt ihn trug. O wie glücklich war sie doch, nie, nie wollte sie diesen Ring von ihrem Finger thun. —

Graf Kurt war auf einen Tag nach Wallenrode gekommen. Man saß am Abend im kleinen Eckalon und nahm dort den Thee ein. Betty stand an einem Nebentisch und bereitete das aromatische Getränk. Fräulein Trautenberg saß mit ihrer Häkelarbeit auf dem Eckdivan und Kurt saß ihr gegenüber auf einem Fauteuil. Seine Augen folgten jeder Bewegung Bettys. Was für ein liebliches Geschöpf war sie doch, wie graziös schenkte sie die Tassen voll und stellte sie auf den Präsentierteller, den der Diener ihr reichte. Bei jeder Bewegung ihrer kleinen Hand sah er den bekannten Ring an ihrem Finger blitzen.

Nun entfernte sich der Diener geräuschlos.

Fräulein Trautenberg ergriff sofort das Wort:

„Herr Graf, Betty ist nun soweit erzogen, wie es eine junge Dame aus gebildeten Kreisen bedarf. Ich bin jetzt entbehrlich hier und da ich vor einigen Tagen ein Schreiben meiner Schwester aus Basel erhielt, die mich dringend bittet, nun bei ihr die Erziehung ihrer beiden Töchter zu über-

nehmen, so möchte ich gern ihrem Rufe folgen. Sind Sie damit einverstanden, wenn ich bald schon Ihr Haus verlasse?“

„Ich habe selbst schon in letzter Zeit daran gedacht, Betty in einer Familie unterzubringen und es sind auch schon Schritte deswegen gethan worden, nur habe ich noch keine Antwort. Wann wünschen Sie abzureisen?“

„Sobald als möglich!“

„Gut, ich werde Sorge tragen, daß recht bald ein Unterkommen für Betty gefunden wird.“

Das junge Mädchen saß auf einem Sessel neben Fräulein Trautenberg. Bei den ersten Worten der Gouvernante überzog ein helles Rot ihre Stirn und Wangen. Dann senkte sie den Kopf, als ob sie ihr Todesurteil in Empfang nehme. Sie sollte fort, fort für immer, sie sollte ihn vielleicht nie, nie mehr sehen, sie sollte nicht mehr die Freude der Erwartung haben zu den hohen Festtagen.

Hestig preßte sie die Hand mit dem Ring ans Herz, der blieb ihr, den Ring von ihm konnte ihr niemand nehmen, auch er nicht!“

---

### XIII.

Wanda, Komtesse Nauenburg ist zwanzig Jahre alt, ein hübsches Mädchen, ganz das Ebenbild ihrer Mutter. Es besteht noch heute eine Freundschaft zwischen Wanda und Nora, obgleich das Verhältnis ein ungleich kühleres geworden ist, seit die jungen Mädchen konfirmiert sind. Wanda versteht es, meisterhaft zwischen sich und andere eine Scheidewand aufrecht zu erhalten. Trotzdem möchte sie die

Freundin nicht missen. Nora hat sich sehr zu ihrem Vorteil verändert, kaum ist sie wieder zu erkennen. Wundervolle goldblonde Locken umgeben einen hübsch geformten Kopf. Aus dem feinen Gesicht mit dem so sehr zarten Teint schauen ein paar schöne tiefblaue Augen hervor. Die Gestalt ist ebenmäßig und von mittlerer Größe.

Seit einiger Zeit lebt Betty bei Nauenburgs als Gesellschafterin Wandas, da Nora nicht mehr so oft wie bisher Zeit hat, derselben Gesellschaft zu leisten. Sie giebt täglich Stunden und dieselben an und für sich, wie auch die Vorbereitungen zu denselben, nehmen sie den größten Teil des Tages in Anspruch.

Jetzt war nach mehrjähriger Abwesenheit Horst nach Hause zurückgekehrt und zwar als Offizier. Vor zwei Jahren schon hatte er sein Studium beendet und hatte die Offizierskarriere eingeschlagen. Es war ein hübscher, stattlicher Mensch.

Horst brachte viel Leben ins Haus, er arrangierte Schlittenpartien, kleine Tanzabende, lief mit den jungen Mädchen Schlittschuh, kurz, es war durch seine Anwesenheit im gräflich Nauenburgschen Hause gefellig und angenehm.

Es war Wandas Geburtstag und am Abend fand eine kleine Tanzgesellschaft statt. Um sieben Uhr abends erschien Horst im Hinterhäuschen bei den alten Webers.

„Ist Fräulein Nora schon daheim?“

„Nein,“ war Tante Mannys Antwort, „die Uhr ist eben sieben, da ist ihre Stunde zu Ende, in einer Viertelstunde wird sie da sein.“

„Wo giebt sie die Stunde?“

„Bei Wolfs in der Schloßstraße N. . .“

„Guten Abend.“

Als Nora, von ihrer Stunde kommend, auf die dunkle Straße hinaustrat, sah sie Horst neben der Thür stehen, der sie erwartet zu haben schien.

„Guten Abend, Fräulein Nora, ich war bei Ihrer Tante, um Sie abzuholen, da ich hörte, Sie seien noch nicht da, so erlaubte ich mir, Ihnen entgegenzugehen.“

Sie reichte ihm die Hand, „ich danke Ihnen, obgleich es nicht weit ist, so gehe ich doch nicht gern des Abends allein.“

Plaudernd und scherzend langten sie zu Hause an. Während Horst beim Onkel saß und sich mit dem alten Mann unterhielt, eilte Nora in Begleitung der Tante in ihr Stübchen, um Toilette zu machen. Im Verlauf von kaum einer halben Stunde erschien sie wieder. Ein bewundernder Blick aus Horst's Augen traf sie. Wie schön war dieses Mädchen! Keine trug den Preis in seinen Augen davon als nur sie. Wie eine Fee erschien sie ihm in dem duftigen weißen Tüllkleide mit dem Veilchenstrauß in den blonden Locken.

Nun hüllte sie sich in ihren Mantel und schritt fröhlich am Arme Horst's hinüber.

Wanda empfing den Bruder sowohl als auch Nora etwas kühl und abweisend, es mißfiel ihr, daß Horst dem bürgerlichen Mädchen den Hof machte.

Horst's Auge flog von Wanda zu Nora hinüber. Seine Schwester sah schön aus aber nicht lieblich, sie war in dunkelrote Seide gekleidet, gleichfarbige Nelken schmückten Haar und Brust.

Betty an ihrer Seite trug ihr Konfirmationskleid aus weichem, weißen Wollstoff, als einzigen Schmuck das Armband von Kurt. Ihr schönes Haar bedurfte keines Schmuckes, schlicht wie immer trug sie es zu einer Flechte zusammengenommen, die ihr schwer über den Nacken hinabhing.

Im Laufe des Abends sehen wir Horst mit der Schwester am Arm durch die Nebenräume schreiten. Die Unterhaltung zwischen Beiden wird leise aber eifrig geführt, sie wird erst etwas lauter, als sie in einen abgelegenen Salon eintreten.

Wanda läßt sich auf einen Sessel nieder, während Horst vor ihr stehen bleibt.

„Was kann Mama gegen Nora haben, hat sie nicht dieselbe Erziehung wie Du? Ist sie nicht hübsch, liebenswürdig, geistreich?“

„Alles gebe ich zu, nur arm ist sie und von geringer Herkunft!“ war die in nachlässigem Ton gegebene Antwort.

„Und kann man ihr daraus einen Vorwurf machen?“ fragt Horst in zürnendem Ton.

„Gewiß nicht, aber sie paßt eben nicht in unsere Kreise.“

„Durch ihre Erziehung gehört sie in unsere Kreise, es ist ein häßlicher Charakterzug von Dir, Wanda, daß Du das junge Mädchen, das mit Dir zusammen erzogen ist, Dir stets gefällig war, Dir immer bei Deinen Arbeiten half und Dich über alles liebt, so wenig protegierst! Es ist Mamas Ansicht, und Du fügst Dich derselben ohne zu prüfen, ja, es ist Dir sogar ein Leichtes, Deine Freundin zu opfern.“

„Es wird doch einmal so kommen, auch ohne mein Zutun, denn eine Heirat, mag es nun die Ihrige oder

die Meinige sein, gleichviel, bringt uns doch für immer auseinander.“

„Das ist ja garnicht nötig, wenn Du zum Beispiel einen Kaufmann oder auch einen Gelehrten heiratetest, oder Nora vielleicht die Frau Deines Bruders wird, warum sollte da Euer Verkehr aufhören?“ ein spöttisches Lächeln zuckte bei diesen Worten um die Lippen Horst's.

Verächtlich zuckte Wanda die schönen Schultern, „das wird niemals geschehen. Weder werde ich unter meinem Stande heiraten, noch wird mein Herr Bruder sich so weit vergessen und ein Fräulein „Martens“ heimführen.“ — Wanda erhob sich und verließ erregt den kleinen Salon.

Horst blieb allein.

„Wir wollen sehen,“ sprach er vor sich hin, „was der Herr Bruder thun wird, ob er sich, wie es sich für einen Mann ziemt, sein einziges Glück erkämpfen wird, und wenn es sein muß, bis zum letzten Blutstropfen, oder ob er ein Narr sein und sein Lebensglück den Vorurteilen seiner Familie zum Opfer bringen wird.“ —

Gleich darauf führte Horst Nora zum Tanz.

„Fräulein Nora, fahren Sie morgen mit uns ins Birkenwäldchen vor der Stadt, wir wollen die Bahn probieren, ist sie gut, so machen wir in den nächsten Tagen eine Partie nach Schloß Rauenburg.“

„Es thut mir leid, ich habe morgen wenig Zeit.“

Bald darauf verabschiedete sich Nora.

„Fräulein Nora,“ bat Horst, „bleiben Sie zum Kotillon!“

„Ich kann nicht, soll Tante so lange auf mich warten, das kann ich doch nicht zugeben!“

„Nun, so gestatten Sie mir wenigstens Ihnen jetzt schon mein Kotillonbouquet zu überreichen!“ Er trat an den mit schönen Sträußchen gefüllten Blumentisch und wählte lange unter denselben. Endlich hatte er ein hübsches Vergißmeinnichtsträußchen ausgewählt. Er überreichte es Nora mit den Worten:

„Wenn es auch Menschen giebt, die die Sprache der Blumen nicht verstehen, was diese Blumen sagen, weiß ein Jeder!“

Eine helle Röthe überzog für einen Moment Noras Gesicht.

Diese kleine Scene war nicht unbeobachtet geblieben. Die Gräfin war dem Paare mit den Augen gefolgt, während sie sich mit einem Neffen ihres Mannes, Baron Wilhelm Darwitz unterhielt. Derselbe war zu Wandas Geburtstag von seinem Gute gekommen und hatte ihr mit vielem Pathos seine Glückwünsche nebst einem riesigen Bouquet dargebracht. —

Als die Gäste am Abend fort waren, forderte der alte Graf Horst auf, zu ihm in sein Zimmer zu kommen, um noch mit ihm eine Zigarre zu rauchen.

Nachdem die beiden Herren es sich behaglich gemacht hatten bei einer Flasche Wein und einer echten Havanna, begann Graf Peter:

„Die Nora ist doch ein prächtiges Mädchen, wie gefällt sie Dir?“

„Recht gut, Papa!“

„Ja, und nicht nur, daß sie hübsch ist, ich sage Dir, ihr Charakter ist Goldes wert, mein altes Herz hat sie nun vollends erobert. Jeder Mann kann sich freuen, der sie einmal zur Frau bekommt!“

„Und doch wären wohl meine Eltern die Ersten, die mit einer solchen Heirat meinerseits sehr unzufrieden wären.“

„Woher glaubst Du das?“ fragte der Graf, indem er hastig mit dem Kopf herumfuhr.

„Weil Mama mir heute früh erklärt hat, sie würde zu dieser Heirat nie ihre Zustimmung geben.“

„So — nun, da habe ich doch auch noch ein Wörtchen mitzureden. Und ich sage Dir, ich wünsche, daß Du nur, einzig und allein nach Deiner Neigung heiraten sollst, merke ich, daß irgend ein anderes Motiv Deiner Wahl je zu Grunde liegt, so gebe ich nie meine Einwilligung.“

Ein aufleuchtender, dankbarer Blick lohnte dem Vater diese Antwort. —

Sehen wir uns in den Zimmern der Damen um.

Die Gräfin hat Wanda noch zu sich beschieden, dieselbe tritt eben ein. Sie kennt die Mutter und sieht an ihrer Haltung, daß sie unzufrieden mit der Tochter ist.

„Wanda, ich habe mit Dir zu sprechen, heute Abend habe ich wieder die Beobachtung gemacht, daß Du Deinem Vetter Wilhelm aus dem Wege gehst, warum thust Du das?“

„Ach, Mama, er ist so verliebt in alle Damen, heute hier, morgen dort!“

„Wanda, es muß Dir genügen, wenn ich Dir sage, daß ich es wünsche, daß Du ihn an Dich fesselst, er ist reich, aus guter Familie, und Du kennst ja meine diesbezüglichen Ansichten!“

„Ich habe ja auch sonst nichts gegen ihn.“

„Nun, so ändere Dein Betragen, ich will es!“

Wanda wurde entlassen. —

Betty war froh, wie sie wieder in ihrem Stübchen war. Während sie sich entkleidete, durchkreuzten verschiedene Gedanken ihr Köpfchen. Wie sich alle die jungen Herren um sie bemüht hatten, weshalb nur? es war ihr peinlich gewesen! Kurt — kam auch nur Einer ihm gleich? Sie schüttelte den Kopf, indem ein liebliches Lächeln über ihre Lippen huschte.

„Keiner, keiner,“ flüsterte sie vor sich hin, indem ihre Züge ernst wurden. Sie sann weiter. „Was trieben sie in Wallenrode? dachte man dort noch an sie? Dachte Kurt noch an sie?“ Thränen verdunkelten ihren Blick. Da fiel ihr Auge auf den Ring an ihrem Finger. Ja, er wurde ja immer an sie erinnert, er konnte sie nicht ganz vergessen!

Wie oft schon hatte der Ring, ihr kostbarstes Kleinod, Ruhe über ihr Herz gebracht. Sie drückte ihn an ihre Lippen.

Wie war ihr heute Abend der junge Baron Wilhelm langweilig gewesen, wie ein Hündchen lief er ihr nach, Wanda behandelte ihn schnöde und dann suchte er sich in ihrer Gesellschaft zu entschädigen! —

Auch Nora schlief noch nicht. Horst hatte sie nach Hause begleitet und ihr beim Abschiede die Hand geküßt. Wie hatte er, der hübsche, reiche und vornehme Offizier sie heute vor allen anderen bevorzugt, seine zartesten Aufmerksamkeiten galten nur ihr!

Lange, lange konnte sie nicht einschlafen.

---

XIV.

Am einem der nächsten Tage saß Nora am Fenster ihres kleinen Stübchens mit einer Häfelarbeit in den Händen. Sie dachte an Horst. Wie war er doch immer so freundlich und aufmerksam gegen sie, ach, sie hatte ihn ja auch so lieb, so unendlich lieb und doch wünschte sie von Herzen, sein Urlaub möge bald vorüber sein. Es war ja so schwer, ihn immer zu sehn und dem Herzen Schweigen gebieten zu müssen.

„Nanny! Nanny!“ ertönte des Onkels Stimme, „wo ist die Seife, ich will sie zerschneiden.“

„Deine Pfeife steht in der Ecke am Fenster, warum willst Du sie denn zerschneiden?“

„Die Seife, Tantchen,“ wiederholte Nora, die in die Thür getreten war.

„Ach, die Seife! sie liegt auf dem Schrank.“

Nora setzte sich wieder und träumte weiter. Horch, es klopft!

„Herein,“ und herein trat Wanda.

„Liebe Nora, morgen fahren wir nach Schloß Kaufenburg und Mama läßt Dich fragen, ob Du es nicht möglich machen kannst, uns zu begleiten, wir bleiben einen, höchstens zwei Tage fort.

„Ich danke Dir, Wanda, ich will sehn, ob es geht.“

Am folgenden Morgen fuhren die drei jungen Mädchen in Begleitung von Wandas Eltern hinaus. Es war ein prachtvoller klarer Wintertag. Die Sonne schien freundlich vom klaren, blauen Himmel herab und wo sie hinschien auf der weiten Fläche, über die die beiden Schlitten dahinfliegen, glitzerte der Schnee wie von tausend und aber tausend

Brillanten. Nun fuhren sie durch einen schönen Tannenwald. Die Äste der großen, starken Bäume neigten sich zur Erde unter der Last des Schnees, der auf ihnen sich hoch angesammelt hatte.

Im Laufe des Vormittags erschien Horst im Hinterhäuschen. Er hatte sich von der Fahrt ausgeschlossen, weil die Gräfin sich nicht bewegen ließ, Nora auch zu der Partie aufzufordern. Darauf hatte die Gräfin es anders bestimmt, Nora wurde eingeladen mitzufahren und sie folgte der Einladung.

Als Horst von Tante Nanny erfuhr, daß Nora mitgefahren, verabschiedete er sich bald.

Er ließ anspannen, steckte ein Telegramm, das unterdes an den alten Grafen angekommen war, zu sich und fuhr auch nach Kaukenburg.

Dort hatte man gespeist und der Graf hatte sich etwas hingelegt. Die Gräfin hatte unterdes eine Konferenz mit der Wirtin.

Die drei jungen Mädchen saßen plaudernd im Salon. Da hörten sie Schellengeläute im Hof. Hurtig sprang Betty zum Fenster.

„Graf Horst!“

„Nicht möglich,“ rief Wanda indem sie Betty folgte.

Auch Nora hatte sich erhoben. Sie drückte die Hand aufs klopfende Herz und trat hinter Wanda.

Gleich darauf trat Horst ein. Er erklärte sein Kommen mit dem Empfang des Telegramms für den Vater, es konnte ja möglicher Weise etwas eiliges sein. Horst setzte sich zu den jungen Damen und unterhielt sich mit ihnen, bis die Eltern kamen.

Unterdes hatte Wanda Auftrag gegeben, dem Bruder etwas zu servieren. Er hatte es sich gut schmecken lassen, indem die jungen Mädchen ihm Gesellschaft leisteten.

Die Gräfin mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. Sie hatte gehofft, Horst würde nichts davon erfahren, daß Nora mitgefahren sei, denn am Morgen hatten sie ihn noch nicht gesehen, als sie ausfuhren.

---

XV.

Man war schon wieder seit einigen Tagen in der Stadt.

Es dämmerte bereits und die Gräfin saß im kleinen, blauen Eckalon, der behaglich durchwärmt war. Sie hatte sich am Kamin niedergelassen, in dem ein kleines Feuer brannte.

Horst trat ein.

„Mama, kann ich Dich etwas sprechen?“ begann er, nachdem er die Thür hinter sich geschlossen hatte.

„Gewiß, mein Sohn, was wünschst Du?“

„Mama, ich komme nochmals auf Nora zurück, mein Urlaub geht in der nächsten Woche zu Ende, ich muß etwas endgiltiges wissen. Ich kann Nora nicht lassen und erkläre Dir hiermit, daß ich Nora liebe und keine andere je lieben werde. Gibst Du mir nicht Deine Zustimmung zu dieser Verbindung, so heirate ich überhaupt nie und bleibe der Letzte meines Namens.“

Die Gräfin richtete sich jäh in ihrem Lehnstuhl empor.

„Aber Horst, wie magst Du nur so etwas aussprechen!“

„Mama, es ist mein voller Ernst, ich liebe Nora und werde sie heiraten oder —“

„Horst, nur keine Thorheiten. Ich will von ihrer Armut absehn, so viel werden unsere Kinder immer haben, um standesgemäß leben zu können, aber daß Du eine Mesalliance eingehst, das ist es, was ich auf jeden Fall verhindern werde.“

„Ist das Dein letztes Wort?“

„Mein letztes!“

„Gut.“

Horst verließ das Zimmer, er ging zum Vater, wo er längere Zeit verweilte.

Nach einer Stunde trat er bei Webers ein.

Nora saß im Gastzimmer mit einem Buch in der Hand. Der Onkel war heute nicht ganz wohl, er hatte sich zurückgezogen und Tante las ihm vor.

„Guten Abend, Fräulein Nora,“ sagte Horst und zog die Hand des jungen Mädchens an seine Lippen.

Nora bat ihn Platz zu nehmen und nachdem er sich gesetzt, begann Horst:

„Wissen Sie schon, daß in der nächsten Woche mein Urlaub zu Ende ist? Die Zeit rückt immer näher heran und mir wird der Abschied von Ihnen so schwer.“

„Sie kommen doch wohl bald wieder?“ fragte Nora mit leise bebender Stimme.

„Ja, hoffentlich bald, um mir von hier ein kleines Frauchen zu holen. Nora, darf ich, darf ich kommen, um Sie mir zu holen?“

„Horst!“ jubelnd entrang sich der Name ihren Lippen, „und Du willst mich wirklich?“

„Gewiß, will ich Dich,“ zärtlich drückte er sie an seine Brust und strich sanft über ihre blonden Locken.

„Und Du scheust Dich nicht, den Rottkopf zu lieben?“ fragt sie neckend.

„O das sind tempi passati. Aber nun, meine Nora, noch ein ernstes Wort. Bevor ich herkam, um mir Dein Jawort zu holen, war ich bei meinen Eltern, um erst ihre Zustimmung zu erhalten. Papa ist glücklich, er teilt meine Sympathie und wird morgen selbst herkommen. Mama hätte nichts dagegen, nur Deine Herkunft paßt ihr nicht, sie giebt noch nicht ihre Zustimmung, darum mache Dir aber keine Sorgen. Papa hat mir versprochen, uns ihre Zusage zu verschaffen. Jedenfalls bitte ich Dich, laß niemanden etwas von unserer Verlobung wissen, bis alles in Ordnung ist. Außer uns weiß es nur Papa. Morgen kommt ein Freund von mir, Graf Bruns-Wallenrode, er bleibt hier, bis ich in meine Garnison zurück muß, dann fahren wir zusammen.

Also den Kopf oben behalten, nicht weinen, es wird schon noch alles gut werden.“

Er drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre Lippen, nahm ihr das Taschentuch aus der Hand und trocknete ihre Thränen. Nora lehnte den Kopf an seine Schulter.

„O Horst, wenn Du wüßtest, wie weh es mir thut, so gegen den Willen Deiner Mutter, die ich liebe und verehere, Deine Liebe zu erwiedern und es Dir zu sagen, aber ich kann nicht anders.“ Und wieder floßen die Thränen reichlicher aus ihren schönen Augen.

„Närrchen Du, deshalb brauchst Du Dich nicht zu grämen. Es wird schon bald die Zeit kommen, wo Mama

Dich mit Freuden als ihre Schwiegertochter in ihre Arme schließen wird.“

„Wollte Gott, es wäre so.“

---

XVI.

Am folgenden Vormittage kam Kurt an. Betty war nichts mitgeteilt worden. Als sie in den Salon trat, mußte sie sich vor freudigem Schreck am nächsten Stuhl halten, um nicht auf Kurt zuzueilen. Er stand auf, verbeugte sich und reichte ihr die Hand. Wie kühl war diese Begrüßung wieder! Er unterhielt sich lebhaft mit Wanda, deren Witze und Geist sprudelte. Ja, sie sah schön aus und Kurt schien das auch zu finden, er war munter und unterhaltend. Betty schlich, sobald sie es unbemerkt thun konnte, in ihr Zimmer und weinte bitterlich! —

An einem der folgenden Tage sollte Betty hinüber gehn zu Webers, um Nora eine Einladung zu überbringen zu der Abschiedsgesellschaft, die für Horst gegeben wurde.

Wir sehen, gleich nachdem Betty das Haus verlassen hat, Wanda in das Zimmer des jungen Mädchens treten.

Wandas und Bettys Zimmer liegen dicht nebeneinander. Die Thüren aus denselben führen auf einen schmalen Korridor. Früher waren beide Zimmer zusammenhängend benutzt worden, jetzt steht vor der kleinen Tapetenthür in Wandas Zimmer eine Komode. Das junge Mädchen hatte mit großer Mühe die Komode bei Seite geschoben und steht nun mit geröteten Wangen und hochklopfendem Herzen in Bettys Stube.

„Nein, es war keine Täuschung,“ flüsterte sie vor sich hin, „Betty trägt genau den Ring wie ihn Graf Wallen-

rode am Finger hat. Herrscht ein Einverständnis zwischen beiden? Das glückstrahlende Lächeln in Betty's Gesicht, als sie ihn nach seiner Ankunft sah, in Verbindung mit den Ringen, läßt es mich annehmen!"

Sie sieht sich im Zimmer um, zuerst wendet sie sich zu dem kleinen Schreibtisch, nichts auffälliges, nicht einmal ein Bild von ihm. Auf einem kleinen Tisch neben dem Bett liegt ein neues Testament, sie kehrt es um und schüttelt es durch, kein Blättchen entfällt dem Buch. Dort auf der Komode steht eine Schatulle, welche verschlossen ist. Die birgt gewiß etwas. Eilig zieht sie ein Schlüsselbund mit winzig kleinen Schlüsseln aus ihrer Tasche. Einer nach dem andern wird probiert, keiner paßt. Da — die Schatulle ist geöffnet. Bänder, Blumen, Handschuh, ein Etuis mit einem Armband, genau wie der Ring an Betty's Finger! Da — ein Brief mit einem rosa Bändchen umwunden. Sie faltete das Schreiben auseinander und liest erst die Unterschrift.

„Kurt, Graf Bruns-Wallenrode,“ liest sie laut, „das ist etwas!“

„Was hat er ihr zu schreiben, laß sehen,“ schnell fliegen ihre Augen über das Papier.

„Er versichert sie seiner Freundschaft, fast möchte ich glauben, daß es schon damals, als sie den Brief von ihm erhielt, mehr war als bloße Freundschaft. Liebt er sie noch nicht, so ist er auf dem besten Wege sich in sie zu verlieben. Kalt und förmlich ihr gegenüber, folgt ihr doch stets ein zärtlicher Blick aus seinen schönen Augen. Dieses arme, unbedeutende Ding, sie sollte dieses Glück haben und ich, die ich ihn liebe, unsäglich liebe —“ sie legte den

Brief zurück und schloß die Schatulle. Nachdem sie auch die Thür wieder geschlossen, warf sie sich in ihrem Zimmer auf die Chaiselongue.

Sie liebte Kurt und er sollte einer anderen gehören? Nimmermehr! Sie wollte um ihn kämpfen, kämpfen mit allen Waffen, die ihr zu Gebote standen! Wo sie erschien, hingen die Blicke der Männer bewundernd an ihr, ihre Schönheit, die sie für berückend, für unwiderstehlich hielt, mußte ihr helfen! In kurzer Zeit hatte sie einen Plan eronnen, wie sie Betty unschädlich machen wollte. —

Als man sich am Abend zur Ruhe begab, war es schon spät. Wanda verlöschte bald das Licht und schlich an die Tapentheur. Aus Bettys Stube schimmerte noch Licht herüber. Nach einigen Minuten wurde es auch dort dunkel. Nun horchte Wanda gespannt auf jedes Geräusch, das aus Bettys Zimmer drang. Jetzt betete sie, einige abgebrochene Laute schlugen an ihr Ohr. Deutlich hörte sie den Namen „Kurt“ von Betty aussprechen. Gleich darauf wurde es still. Wanda verharrte noch geduldig, bis ruhige, tiefe Atemzüge ihr verrieten, daß Betty fest schlief.

Nun öffnete sie vorsichtig die Thür und schlich, den Atem zurückhaltend, hinein. Betty rührte sich nicht. Der Mond schien hell und erfüllte das kleine Zimmer mit seinem magischen Licht. Dort lag Betty im festem, ruhigem Schlaf, wie lieblich sah sie aus! Die rechte Hand lag auf den weißen Kissen über dem Kopf, die linke mit dem Ring hing über den Bettrand herab.

Langsam schlich Wanda näher, neben dem Bett ließ sie sich nieder, dann faßte sie den Ring, er gab sofort nach, er mußte ihr viel zu groß sein. Kaum war der Ring in

Wandas Hand, als Betty eine Bewegung machte und die Hand zurück zog. Wanda ließ sich der Länge nach auf die Diele gleiten und verharrte dort so lange, bis Betty wieder tief und regelmäßig atmete. Jetzt erst richtete sie sich in klopfenden Schläfen auf und ging leise in ihr Zimmer zurück. Nun schloß sie vorsichtig die Thür und schob den Riegel vor. Hochaufatmend drückte sie die Hand mit dem Ring an die Brust, dann verschloß sie den Ring sorgfältig und gab sich zur Ruhe.

---

XVII.

Am folgenden Morgen war Betty nicht wenig erschreckt, als sie ihren Ring vermißte, wo konnte ihr Ring geblieben sein, sie durchsuchte das Bett, sah unter dem Bett nach, der Ring war nicht zu finden, doch sie beruhigte sich bald. Der Ring war sehr groß für ihren Finger, sie hatte ihn wohl im Schlaf abgestreift und er war vielleicht unter die Komode oder unter den Schrank gerollt. Morgen wollte sie gründlich suchen, heute hatte sie keine Zeit, da heute die Gesellschaft war und Kurt morgen früh mit Horst fortreiste. — — —

Am Abend erschien Betty in den hellerleuchteten Räumen früher als die anderen Damen. Sie sah süß aus in dem hellblauen Gretchenkostüm mit kirschrotem Sammetbesatz. Das wellige braune Haar fiel in einer Flechte über den Rücken.

Sie trat in den kleinen roten Salon, in welchem sich Graf Wallenrode schon befand. Er stand vor einem Ölgemälde und war ganz vertieft in das Anschauen desselben.

Betty blieb am Eingang stehen und preßte die kleine Hand aufs Herz.

Jetzt wandte er sich um, ein freundliches Lächeln flog über seine männlich schönen Züge.

„Nun, Fräulein Betty, erzählen Sie mir doch, wie gefällt es Ihnen hier, Sie schreiben mir garnicht!“

„Wenn Sie erlauben, so will ich gerne schreiben.“  
Ein helles Rot färbte ihre Wangen vor freudiger Erregung.  
„Herr Graf, was macht die alte Pöfzler?“

„Ja, die jammert viel nach ihrem kleinen Kobold, wie sie sagt, die treue Seele hat große Sehnsucht nach Ihnen.“

Betty konnte es nicht verhindern, daß ihr zwei klare Tropfen über die Wangen rollten.

„Aber nicht doch, wer wird denn weinen, wenn es zum tanzen geht, Sie tanzen doch gewiß gern?“

Betty lächelte wieder, „o ja, sehr gern, Sie doch auch, Herr Graf?“

„Nein, ich tanze gar nicht!“

Ihr Gespräch wurde unterbrochen durch den Eintritt der Gräfin mit ihrer Tochter. Ein finsterner Blick aus den Augen der letzteren traf Betty. Gräfin Raukenburg sah imposant aus in dem schwarzen Sammetkleide mit dem Diadem von Brillanten im dunklen Haar.

Wanda zürnte Betty, weil dieselbe früher mit ihrer Toilette fertig gewesen war als sie.

Das Kammermädchen Wandas war bei der Toilette auf eine harte Probe gestellt worden, keine Frisur war ihrer Herrin recht, keine Blume schön genug. Schließlich wählte sie zu dem strohgelben Atlaskleide eine dunkelrote Rose.

Die Räume füllten sich bald mit Gästen.

In einer Pause sehen wir Wanda, scheinbar absichtslos am Arme ihres Betters den Tanzsaal verlassen. In einem Blumenzimmer lassen sich beide nieder.

„Wie kommt es, Cousine,“ fragt Baron Wilhelm, „daß Sie stets so umschwärmt sind, sowohl von Herren als auch von den jungen Damen?“

„O, das hat seinen Grund darin, daß ich stets einen Talisman bei mir trage. Ich habe einen Ring, wer den nur eine Stunde am Finger trägt, der hat vierundzwanzig Stunden den größten Beifall.“

„Ach, Cousinchen, borgen Sie mir den Ring auf eine kurze Zeit!“

„Recht gern, aber hüten Sie sich in der Zeit bei den Damen zu erscheinen. Dieselben dürfen Sie nicht sehen noch dürfen Sie ihnen antworten oder sonst mit ihnen sprechen, sonst hat der Zauber keine Kraft. Sie wollen doch den Damen gefallen?“

„Natürlich, natürlich!“

„Nun, dann befolgen Sie meinen Rat und meiden Sie die Damen, bis Sie mir den Ring wieder eingehändigt haben.“

Wanda reichte ihrem Better den Ring Betty's, den dieser an seinen Finger steckte.

Ein triumphierender Blick aus Wandas schönen Augen flog zum Tanzsaal hinüber.

„Kennen Sie den Grafen Bruns-Wallenrode, lieber Better?“ Wanda schob bei diesen Worten ihren Arm in den des Barons.

„Habe nicht das Vergnügen!“

„Nicht, o dann will ich Sie mit demselben bekannt, machen, kommen Sie!“

Wanda zog ihren Begleiter mit sich fort, bis sie in das Kartenzimmer traten, wo Kurt dem Spiele der Herren zusah.

„Herr Graf,“ sagte Wanda, „wie ich eben höre, ist es versäumt worden, Ihnen meinen Vetter, Baron Darwitz, vorzustellen, ich möchte das Versäumte nachholen“.

Wanda hatte sich nicht verrechnet. Während der Unterhaltung, die die beiden Herren mit einander führten, bemerkte Kurt den Ring an des Barons Finger. War es möglich, sollte Betty — Graf Kurt widerstrebte es, daran zu denken, nein, es war gewiß eine Täuschung, ein Zufall, daß Baron Darwitz auch solch einen Ring hatte. — —

Nora fühlte sich heute befangen in der Gesellschaft. Horst kam selten in ihre Nähe. Wenn er auch jedes Mal ein herzliches Wort für sie hatte, so that es ihr doch weh, daß Wanda und ihre Mutter so wenig Notiz von ihr nahmen.

Der alte Graf bemerkte Noras Stimmung und trat freundlich an sie heran.

„Nora, mein Kind,“ sagte er, „nehmen Sie nun ein Mal auch mit mir altem Cavalier vorlieb, wollen wir uns vor der Hitze flüchten und mit einander einen Gang durch die Nebenräume machen?“

Gern war Nora dazu bereit, sie legte ihren Arm in den des alten Grafen und wanderte an seiner Seite aus einem Zimmer ins andere, bis sie sich in einer tiefen Fensterische des kleinen Blumenzimmers niederließen, die Gardinen waren herabgelassen und so konnten sie ungestört für die Zukunft Noras und Horst's Pläne schmieden.

Unterdessen kam Graf Kurt in Bettys Nähe. Es wurden Früchte gereicht. Der Graf nahm eine Apfelsine und reichte sie Betty.

„Fräulein Betty, wollen Sie mir die Frucht zerlegen, bitte, Sie verstehen das so gut, schon in Wallenrode thaten Sie das für mich!“

„Recht gern,“ war Bettys erfreute Antwort, schnell streifte sie die Handschuhe von den Händen. Erregt sah Kurt ihrem Thun zu, würde sich jetzt der Ring an ihrem Finger zeigen, wie wollte er ihr dann den Verdacht abbitten, den er gegen sie gehabt, oder — jetzt — der Ring fehlte.

„Fräulein Betty, wo ist der Ring, ich sehe ihn nicht?“

Erschreckt beim fremden Klang seiner Stimme sah sie auf, ein vorwurfsvoller Blick traf sie, traf sie bis ins innerste Herz. Sie war befangen, erschreckt.

„Der Ring — ich weiß nicht — er ist verloren.“ —

„O, das ist schade, daß Sie ihn verloren haben.“  
Der Graf hatte schon wieder seine Sicherheit.

Wanda kam und nahm Betty mit sich fort.

Das junge Mädchen war wie benommen. Sie wußte, sie hatte es erkannt an dem Ton seiner Stimme, nun war Alles, Alles aus.

---

## XVIII.

Baron Darwitz hatte, seit er den Ring am Finger trug, eine merkwürdige Scheu vor den Damen.

Die Gräfin trat ins Kartenzimmer und zu ihrem Neffen.

„Wilhelm, hat man Dir auch Konfituren gereicht?“

Er trat drei Schritt zurück und nickte nur eifrig mit dem Kopfe.

Die Gräfin trat näher.

„Hast Du nicht Wanda gesehen?“

Wieder retirirte er hinter einen alten Herrn und schüttelte verneinend den Kopf.

Sonderbares Benehmen, dachte die Gräfin, indem sie achselzuckend das Zimmer verließ.

Als der Tanz wieder begann, trat Baron Darwiß zu den Herren an die Saalthür, um dem Tanz zuzusehen. Er war sofort von einer kleinen munteren Blondine gesehen worden und da es eine Extratour war, in der die Damen sich ihre Tänzer auswählten, trat sie schnell auf ihn zu, legte ihren Arm in den seinen und ließ ihn nicht los, er mußte mit ihr tanzen. Er sprang von einem Fuß auf den andern und sann bloß darauf, sich frei zu machen, dabei sprach er kein Wort, sondern gestikulirte mit den Händen in der Luft und bildete so eine höchst komische Figur zum großen Ergötzen der jungen Damen, die jetzt durchaus alle mit ihm tanzen wollten.

Nein, das war ihm doch zu arg. Sowie es ihm gelang, sich frei zu machen, flüchtete er in das stille, kühle Blumenzimmer und warf sich dort erschöpft in einen Sessel. Wanda folgte ihm dorthin.

„Nun, lieber Better,“ fragte Wanda, „hat mein Ring seine Schuldigkeit gethan?“

„Ich fürchte,“ war die Antwort, „ich habe ihn schon zu lange am Finger gehabt, die Damen reißen sich ja förmlich um mich, hier, bitte nehmen Sie den Ring.“

Wanda nahm den Ring in Empfang und trat am Arme ihres Veters wieder zu den Tanzenden.

Raum hatte das Paar das Zimmer verlassen, so wurde der Vorhang am Fenster zur Seite geschoben und Nora und der alte Graf verließen ihren Schlupfwinkel.

---

XIX.

Betty hatte die ganze Nacht über kein Auge geschlossen. Am folgenden Morgen war sie bleich und angegriffen. So trat sie in den Salon, in dem Kurt mit der Gräfin saß. Letztere entfernte sich bald, um noch einiges zu Horst's Reise anzuordnen.

Als die Gräfin gegangen war, ergriff Kurt das Wort.

„Fräulein Betty, Sie sind noch sehr jung, denken Sie noch nicht ans Heiraten, Sie haben noch alle Zeit. Außerdem können Sie doch eine bessere Partie machen. Sie werden doch nicht einen kompletten Narren heiraten wollen.“

Er brach ab, Wanda trat ins Zimmer.

Betty dachte und dachte, sie konnte sich garnicht denken, wen er unter den Narren gemeint hatte. —

Nicht lange darnach verabschiedeten sich die jungen Leute. Kurt küßte der Gräfin die Hand, Wanda reichte ihm herzlich beide Hände entgegen.

„Graf Wallenrode,“ sagte sie, „nicht wahr, Sie besuchen uns bald wieder?“

„Ich danke, wenn es möglich ist, gewiß, recht gern.“

Noch eine Verbeugung, die allen Damen galt und er ging.

Es flimmerte Betty vor den Augen, sie mußte sich an einem Stuhl halten, um nicht umzufinken. Wodurch, o wodurch hatte sie das verdient? Mühsam schleppte sie sich die Treppen hinauf in ihr Zimmer, sie fühlte sich so grenzenlos elend. Thränen auf Thränen rannen über ihre bleichen Wangen, o könnte sie sterben, warum mußte sie mit diesem herben Leid im Herzen weiter leben!

So fand Nora sie.

Hörst war am Morgen noch einmal bei Webers gewesen. Mit schwerem Herzen und Thränen in den Augen ließ Nora ihn ziehen.

„Nora, mein Lieb, willst Du Dich etwas Bettys annehmen, sie ist so allein und mein Freund Kurt hat Interesse für das Mädchen.“

„Das will ich gern thun, Hörst, dieses süße Kind muß ja ein Jeder lieb haben.“

Nora kam im Laufe des Vormittags, um nach Betty zu sehen.

„Kind, bist Du krank, Du bist so blaß und dabei so heiß! Lege Dich hin, ich werde die Gräfin bitten, daß sie nach dem Arzt schickt.“

„Ach, bitte, keinen Arzt, es wird schon besser werden, ich habe mich gestern Abend zu sehr ermüdet.“

Nora sah ihr in die Augen, dieser Glanz in denselben war mehr als bloße Ermüdung. Sie ging hinunter und bat, man möge nach dem Doktor schicken. Derselbe kam bald. Auch Wanda kam einmal, um zu sehen, was Betty mache. Als sie fort war, sah Nora auf der Komode einen Ring liegen.

„Betty, das ist wohl Dein Ring?“

„Mein Ring, ach mein lieber, lieber Ring und sie küßte ihn immer wieder mit Thränen in den Augen. Dann steckte sie ihn an den Finger und sah ihn mit einem glücklichen Lächeln an.

Der Arzt war in großer Sorge um Betty, sie fieberte stark und redete in den Nächten das wirrste Zeug durcheinander.

Nora war, soviel es ihre Zeit ihr erlaubte, bei Betty. Für eine gute Pflegerin hatte die Gräfin gleich Sorge getragen.

Eines Tages, als Nora gerade bei Betty war, kam der Arzt. Er machte ein sehr ernstes Gesicht und als er fortging und Nora ihn hinaus begleitete, sagte er zu dem jungen Mädchen:

„Es steht mit unserer Patientin schlimm, sehr schlimm, ich glaube kaum, daß sie durchkommen wird, machen Sie sich in nächster Zeit auf Alles gefaßt.“

Mit Thränen in den Augen stand Nora da, was sollte sie thun? Weder die Gräfin noch Wanda ließen sich oben sehen, sie fürchteten sich vor Ansteckung!

Leise kehrte Nora in das Krankenzimmer zurück. Die Kranke lag mit geschlossenen Augen da, ab und zu schluchzte sie leise und man hörte sie in angsterfüllten Tönen flüstern:

„Der Ring, wo ist mein Ring?“

Nora setzte sich an den Schreibtisch, nahm Feder und Papier und machte ihrem Herzen Luft in einem Briefe an Horst. Dann verließ sie Betty, um das Schreiben selbst zur Post zu tragen.

---

XX.

Kurt saß am folgenden Vormittag in seinem Schreibzimmer in Wallenrode. Wie war es doch so einsam hier, seit Betty fort war. Ihr silberhelles Lachen, das eilige Getrippel ihrer kleinen Füßchen, nichts von alle dem war mehr vorhanden.

Unwillig über seinen Gedankengang griff er wieder zur Feder. Da klopfte es.

Der Diener trat ein mit einer Depesche auf der silbernen Platte, die er Kurt reichte, dann verschwand er.

Graf Wallenrode öffnete.

„Betty krank auf Leben und Tod, eile. Horst.“

Wie gelähmt starrte der starke Mann auf diese wenigen Zeilen.

„Auf Leben und Tod,“ wiederholte er laut.

Er steckte das Telegramm zu sich und schellte.

„Den Wagen. In einer halben Stunde muß ich zur Bahn. Sorge für alles, Jakob, ich denke, zwei Wochen fort zu bleiben. Und jetzt schicke mir Frau Pefler.“

Kurt schritt unruhig im Zimmer auf und nieder.

Als die alte Pefler eintrat, gab Kurt ihr schweigend die Depesche.

„Ach, Du mein lieber Heiland, meine arme, arme Betty, und nun werde ich sie wohl gar in diesem Leben nicht wiedersehen.“

Schluchzend bedeckte die treue Seele ihr thränenüberströmtes Gesicht mit der Schürze, indem sie sich auf den nächsten Stuhl fallen ließ.

„Ja, Herr Kurt, ich habe gleich gedacht, es kann zu nichts Guten führen, wenn man solch ein junges Ding

zu fremden Leuten giebt. Wäre sie bei mir geblieben, dann hätte sie eine gute Pflege gehabt und es ginge jetzt noch nicht zu Ende mit ihr.“

„Sie konnte nicht hier bleiben, Pefler, Sie verstehen das nicht.“

„Nein, das verstehe ich nicht, da haben Sie Recht und ich werde es nie verstehen, warum das arme, liebe Kind hinausgejagt werden mußte, wie man einen Hund hinausjagt.“

Hochrot vor Zorn richtete sich die alte Frau auf, es sah aus, als wollte sie Kurt den Krieg erklären und doch hatte sie ihn so lieb, ihn, den sie gehegt und gepflegt hatte in seiner Kindheit. Wie manche Nacht hatte sie an seinem Bettchen gewacht, ihm einen frischen Trunk gereicht, wenn er krank war und vom Fieberfrost geschüttelt wurde.

Kurt antwortete nicht. Er stand am Fenster und sah mit finsternen Blicken in den feuchten, trüben Nebel hinaus. Langsam trat die Pefler hinter ihn.

„Nun, Herr Kurt, und was gedenken Sie zu thun? Sie sind Arzt und ein tüchtiger Arzt, wollen Sie nicht sehen, was sich thun läßt?“

„Das will ich, vielleicht ist es noch nicht zu spät.“ Graf Wallenrode hatte sich bei diesen Worten umgewandt. „Ich fahre gleich hin und werde Ihnen von dort schreiben, wie es geht.“

„Wollen Sie mich nicht mitnehmen, Herr Kurt, ich könnte vielleicht doch erwünscht sein. Betty ist so an mich gewöhnt!“ Mit weicher Stimme brachte sie die Bitte vor.

„Nein, Pefler, das geht nicht, man könnte es mir übel nehmen bei Raufenburgs, wenn ich auch eine Pflegerin

mitbringe. Aber wenn es wieder bergauf geht, bringe ich Betty mit, hier in unsern schönen Wäldern von Wallenrode soll sie dann wieder Kräfte sammeln. — — —

Am Abend desselben Tages langte Kurt in N. an und eine halbe Stunde nach seiner Ankunft betrat er mit Nora Betty's Stübchen.

Letztere lag, durchsichtig bleich mit geschlossenen Augen in den Kissen. Das schöne Haar fiel in zwei starken Flechten über die Schultern und den Bettrand herab. Sie merkte nicht, daß jemand zu ihr trat.

Kurt ordnete verschiedenes zur besseren Pflege der Kranken an und setzte sich dann ans Bett.

Betty wurde unruhig, sie öffnete die Augen, warf sich hin her und erkannte Kurt nicht. Er beugte sich über sie.

„Betty kennen Sie mich?“

„Ja, Pefler, aber wo ist der Graf, ist er noch böse! Der Ring, der Ring, ich kann ihn nicht finden.“ Bitterlich weinend schlug sie beide Hände vors Gesicht.

Da fiel Kurts Blick auf den Ring an ihrer Hand.

„Was ist es mit dem Ring?“ fragte Kurt Nora in flüsterndem Ton.

„Sie hatte den Ring verloren, in einer Nacht war er von ihrem Finger verschwunden. Sie durchsuchte das ganze Zimmer und konnte ihn nicht finden. Als nun Betty krank wurde, fand sich plötzlich der Ring auf der Komode.“

„War vorher jemand hier gewesen?“

„Ja, Wanda.“

Er trat zurück zum Bett, Betty lag noch immer leise weinend da.

„Weinen Sie nicht, Betty, der Ring ist ja da!“

„Ach ja, er ist da, aber Graf Kurt ist böse auf mich und das ertrage ich nicht, ach Kurt, sehen Sie mich nur einmal freundlich an, nicht der finstere Blick — nur einmal!“ In weichen, schmeichelnden Lauten kamen die letzten Worte von ihren Lippen. Kurt strich ihr sanft über den Scheitel, wie er es früher, als sie noch Kind war, so oft gethan. Das beruhigte sie wesentlich. Sie griff nach seiner Hand und schlief ein.

Kurt entfernte sich nun. Er wurde mit vieler Liebenswürdigkeit von Wanda empfangen. Auch die Gräfin sprach ihre Freude darüber aus, daß er gekommen.

Nun wurde Wandas Zimmer für Kurt hergerichtet und er legte sich dort auf eine Chaiselongue, um nöthigenfalls gleich bei der Hand zu sein.

In der nächstfolgenden Nacht trat die Krisis ein. Betty lag mit fiebergeröteten Wangen in höchster Aufregung auf ihrem Lager.

Es waren lange, bange Stunden für Kurt. Die Pflegerin, eine erfahrene Person, stand ihm treu zur Seite.

Nora war fortgeschickt worden. Sie konnte hier nichts nützen. Kurt wich nicht von Bettys Seite, er strich ihr das Haar aus dem erhitzten Gesicht, hielt den Eisbeutel auf ihrem Kopf, reichte ihr die Arznei und stärkte sie ab und zu mit einem Löffel Wein.

Er kämpfte um sie mit seinem ganzen Wissen und Können und sein Ringen wurde belohnt.

Gegen Morgen verfiel Betty in einen tiefen Schlaf. Die Krisis war vorüber. Betty war sehr ermüdet, sie lag da, so zart und fein wie eine Elfe.

Auch Kurt war müde, er zog sich ins Nebenzimmer zurück und legte sich hin, um etwas zu ruhen.

Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er sah nach der Uhr, es war zehn Uhr vorbei. Betty schlief noch immer ruhig und fest.

Nora war da, sie trat Kurt entgegen und reichte ihm die Hand.

„Das haben Sie gethan,“ und sie deutete auf Betty, „Betty wurde ruhiger von dem Augenblick an, wo sie hier eintrafen. Wir hätten sie wohl kaum durchgebracht.“ —

Kurt erwiderte nichts, sein Blick flog über Betty hin.

„Fräulein Martens, können Sie mir irgend etwas Näheres über das Verschwinden des Ringes mitteilen?“

„Einiges vielleicht. Was ich weiß, will ich Ihnen gern erzählen.“

Kurt öffnete die Thür und beide traten hinaus auf den Gang, um die Kranke nicht zu stören.

„Eines Tages,“ begann Nora, „Sie waren damals kaum angekommen, war Betty bei mir drüben. Als sie zurückkehrte fand sie in ihrem Zimmer, trotzdem sie den Schlüssel bei sich gehabt hatte, eine seltsame Unordnung.

Zwei Tage darauf erzählte sie mir sehr niedergeschlagen, sie habe einen Ring verloren.

Als sie sich am Abend hinlegte hatte sie den Ring noch am Finger, sie wußte es genau, sagte sie, denn es wäre ein teures Andenken und wenn sie ihr Gebet am Abend gesprochen, pflegte sie den Ring immer zu küssen. In der Nacht erinnert sie sich, einmal durch irgend etwas geweckt worden zu sein, was es war, darüber konnte sie sich keine Rechenschaft ablegen. Am folgenden Morgen fehlte ihr der

Ring, sie durchsuchte in der Eile das Zimmer, fand ihn aber nicht. Da sie an dem Tage wenig Zeit hatte, nahm sie sich vor, am folgenden Morgen früher aufzustehen und das ganze Zimmer gründlich zu durchsuchen, was sie auch that, doch ohne Erfolg.

Als Betty nun krank wurde, kam Wanda herauf, um nach ihr zu sehen. Als sie sich wieder entfernt hatte, fand ich den Ring auf der Komode.

Am Abend der Gesellschaft, als Betty ein Armband aus der Schatulle nahm, merkte sie, daß dieselbe geöffnet gewesen war. Ein Brief, den sie zu ihrer Konfirmation erhalten, lag offen obenauf, früher hatte er ganz am Boden gelegen, umwunden mit einem Bändchen.“

Kurt legte sich alles zurecht, Wanda mußte den Raub vollführt haben. Aber aus welchem Grunde? Er beschloß mit dem Grafen über die Sache zu sprechen.

---

## XXI.

Nachdem Horst in Begleitung Kurts nach dem Gesellschaftsabend abgereist war, hatte der alte Graf seine Tochter zu sich bitten lassen. Zögernd betrat Letztere das Zimmer. Was wollte er, sie mußte, wenn sie hierher beschieden wurde, war es etwas Ernstes, was er mit ihr zu besprechen hatte.

„Du wünschst, Papa?“

„Ja, Wanda, ich wollte mit Dir sprechen. Setze Dich.“

Wanda nahm Platz.

„Gestern war ich, ohne es zu wollen, Zeuge einer kleinen Scene zwischen Dir und Wilhelm Darwitz. Was war es mit dem Ring, den Du von ihm erhieltst? Aber bedenke wohl, ich verlange die volle Wahrheit. Nun sprich!“

O weh, hatte der Vater sie durchschaut? Der strenge Ton, in dem er zu ihr sprach, ließ es befürchten.

„Es war ein Scherz, Papa.“

„Wem gehörte der Ring?“

„Betty.“

„Was wolltest Du mit Bettys Ring?“

Sie schwieg.

„Sprich, ich will es! ich kenne Dich zu gut, um nicht zu wissen, daß Du einen besonderen Zweck dabei verfolgst, ich sah es an Deinem triumphierenden Blick.“

Keine Antwort.

„Entweder,“ begann der Graf aufs Neue, „Du legst mir ein offenes Geständnis ab, oder ich verhöre das ganze Haus und dann schreite ich auch rücksichtslos weiter, es gilt mir gleich, ob ich auch dabei meine Tochter compromittiere. Also wähle!“ — —

Nach einer Stunde verließ Wanda mit rotgeweinten Augen das Zimmer des Vaters, der erregt mit großen Schritten dasselbe durchmaß. — — —

Mit Betty ging es immer besser, sie erholte sich zusehends.

An einem schönen warmen Tage sollte sie zum ersten Mal das Bett verlassen.

Sie war doch noch recht schwach. Von der Pflegerin unterstützt ging sie bis zum Fenster, an dem ein Lehnstuhl für sie bereit stand, dort ließ sie sich erschöpft nieder.

Die Thür öffnete sich und Kurt trat ein.

„Ah, meine kleine Patientin sitzt schon, das ist ja schön,“ und er reichte ihr einen schönen Blumenstrauß von Rosen, Veilchen und Maiglöckchen. Wie dankbar leuchtete

ihm ihr Auge entgegen und doch lagerte sich gleich wieder ein Schatten auf das liebliche Gesicht und Thränen verschleierten den Blick der schönen Augen.

„Sie können jetzt einen Spaziergang machen, Frau Seiler, ich bleibe hier,“ sagte er freundlich zur Pflegerin, welche sich entfernte.

„Betty, warum Thränen, sehen Sie doch, wie unten im Garten die Bäume schön grün sind, wie die Vögel lustig zwitschern, und wie freundlich die Sonne zu Ihnen hereinlacht. Alles atmet Frühlingsluft!“

„Ach, Herr Graf, das Herz ist mir so schwer, wenn ich an die Zukunft denke. Heute reisen Sie wieder fort und ich muß bleiben, Sie werden noch heute die alte Pöfzler sehen und ich vielleicht nie mehr!“

Thräne auf Thräne löste sich von den langen Wimpern und rollte unaufhaltsam über ihre zarten Wangen.

„Nein, Betty,“ sagte Kurt, „ich fahre nur für kurze Zeit fort und dann komme ich wieder und nehme Sie mit. Sie sollen ins Pfarrhaus nach Wallenrode, wollen Sie? Dort bleiben Sie dann so lange, bis Sie heiraten werden!“ Er sieht sie lächelnd an.

Heiraten, sie wollte nie heiraten, sie war ja so glücklich und dankbar, wenn sie in der Nähe von Schloß Wallenrode leben durfte. — —

Betty's Genesung schritt stetig fort. Endlich war sie so weit, daß sie auch hinaus durfte.

Sie saß mit Nora an einem schönen Vormittage unten im Garten, zwar noch immer etwas blaß, aber doch munter und guter Dinge.

Da hörten sie in der Nähe Schritte auf dem Kies.

Ein helles Rot überzog Bettys Gesicht. Sie kannte diesen Schritt. Es war Kurt. Jetzt bog er um das Bosquet.

Er begrüßte die jungen Mädchen mit einer Verbeugung, während er Bettys Hand an seine Lippen zog. Sie glaubte zu träumen.

„Fräulein Nora, für Sie habe ich eine gute Nachricht, ich bin nicht allein gekommen, er wird Sie bald auffuchen.“

Nora flog wie ein gescheuchtes Reh aus dem Garten ins Hinterhäuschen.

„Nun, meine kleine Betty, wollen wir morgen nach Wallenrode reisen?“

„Ach wie gern,“ sie war aufgestanden.

Kurt zog ihren Arm durch den seinen und machte mit ihr einige Schritte dem Hause zu.

„Ich habe einen schönen Plan für die Zukunft, Betty, morgen fahren wir zusammen nach dem Pastorat und dort bleiben Sie, bis ich Sie mir hole, wollen Sie, Betty, dann die Herrin von Wallenrode werden und meine liebe, liebe kleine Frau?“ Er hatte ihr Köpfschen emporgehoben und sah ihr innig in die braunen Kinderaugen.

Es schwindelte ihr, sie zitterte vor Glück und Freude, sie schien ohnmächtig werden zu wollen. Da nahm Kurt die leichte Last auf seine Arme und trug sie ins Haus. Verschämt barg sie ihr Köpfschen an seiner Brust. An der Thür begegnete ihnen Horst, der eilte, um Nora zu holen.

In Bettys Zimmer angelangt legte Kurt seine Braut

behutsam auf das Bett und wusch ihr Stirn und Schläfen mit stärkenden Mitteln. Sie erholte sich bald wieder, konnte ihr Glück aber garnicht fassen, immer wieder fragte sie ihn:

„Kurt, ich träume doch nicht, ist es denn auch wirklich wahr?“

Ein süßer Kuß war die Antwort.

---

## XXII.

An einem der vorhergehenden Tage erschien Graf Raukenburg bei seiner Gemahlin.

„Klothilde, kann ich Dich etwas sprechen?“

„Gewiß, Peter, bitte, nimm Platz.“

„Es ist wegen Horst, Du weißt, der Junge hat seinen Kopf für sich. Gieb nach, Klothilde, ich weiß, Du hast ja Nora von Herzen lieb. Warum willst Du das Glück Deines Kindes einem Vorurteile opfern! Willst Du dem Sonnenstrahl, in Person unserer Nora, den Eingang in unser Haus und Herz wehren? Ich bitte Dich, Klothilde, willst Du mir meine Bitte nicht erfüllen?“

Der alte Graf war weich geworden, er reichte seiner Frau die Hand und zog sie dann an sich. Sie schluchzte leise an seiner Brust.

„Ja, Peter, um Deinetwillen, ich gebe nach!“

Endlich war das Eis geschmolzen und licht wurde es in den Herzen des gräßlichen Ehepaars, die so lange Jahre in trübem Schatten geschmachtet hatten.

Am Nachmittage desselben Tages ließ sich Graf Wallenrode bei Graf Raukenburg melden.

„Ich reise gleich ab,“ begann ersterer, „auf einige Tage und dann kehre ich zurück, um Betty aufs Land zu bringen, sie soll Landluft genießen. Nun, Herr Graf, möchte ich noch über eine Angelegenheit mit Ihnen sprechen. Es ist Betty vor einiger Zeit ein Ring abhanden gekommen, der sich nach einem Tage wieder fand. Ich habe Grund zu glauben, daß er ihr in der Nacht entwendet worden ist.“

Graf Raukenburg durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, dann blieb er vor Kurt stehn, der am Schreibtisch des alten Grafen saß.

„Ich kenne die Geschichte bereits, ich bitte Sie, forschen Sie nicht weiter, sondern lassen Sie die Sache ruhn. Es ist mir höchst fatal, daß so etwas in meiner Familie passiert ist.“

Und nun habe ich noch eine Bitte an Sie. Wollen Sie so gütig sein und mir meinen Jungen mitbringen? Sagen Sie ihm, es sei alles in Ordnung.“

„Recht gern, ich will es besorgen.“ — —

Bald darauf reiste Wanda mit ihrer Mutter ins Ausland. Als sie zurückkehrten, fand die Hochzeit Horsts im gräflichen Hause statt und das junge Paar zog in die Garnison.

Onkel Emil und Tante Nanny waren zur Hochzeit in einer unbeschreiblichen Aufregung. Sie hatten doch eine gewisse Bedeutung als Pfllegeeltern Noras.

Betty blieb im Pfarrhause bis die Hochzeit stattfand. Die ältesten Leute erinnerten sich nicht, je solch ein schönes Paar am Altar der kleinen Kirche gesehen zu haben.

Auch Horst mit seiner jungen Gattin waren gekommen, um dem feierlichen Akte beizuwohnen.

Die alte Pöpler schwamm in Freudenthränen, als Betty es sich ernstlich verbat „Frau Gräfin“ und „Sie“ von ihr genannt zu werden.

„Ja, ja,“ pflegte sie stets mit Genugthuung zu sagen, „wie man die Kinder zieht, so hat man sie. —“



Der Fluch der bösen That.



„Heute sah man auf der Promenade den Baron Rotenstein wieder einmal mit neuen Pferden fahren, natürlich waren die feinigsten wieder die schönsten. Er muß doch ungeheuer reich sein, um solch einen Luxus treiben zu können.“

Es war eine Frau von etwa dreißig Jahren, welche diese Worte zu ihrem Bruder, dem Doktor Bernhof sagte.

Frau Doktor Wallner war Witwe und zwar eine arme Witwe, deren ganzer Reichtum aus ihren drei Söhnen bestand. Der zwölfjährige Willi und der zehn Jahre alte Rolf konnten sich des Vaters noch erinnern, doch Egon, jetzt acht Jahre alt, kannte ihn nur noch aus den Erzählungen der Mutter. Doktor Bernhof nahm sich der verlassenen Schwester an, sie lebte seit dem Tode des Gatten mit ihren Kindern beim Bruder, der damals, kaum die Universität absolviert, nur eine sehr kleine Praxis hatte.

Frau Doktor Wallner stand eben am Theetisch und strich Butterbröte für ihre drei Jungen, während der Bruder die Abendzeitung durchblätterte.

Jetzt legte er die Zeitung beiseite, indem er ein kurzes Lachen ausstieß.

„Luxus treibt er, das stimmt und mit wessen Gelde, wenn Du das erst wüßtest! Auch in der letzten Zeitungsnummer ist die Rede von einem Bazar im Baron Rotenstein'schen Palais, der vor einigen Tagen zu wohlthätigen Zwecken dort stattgefunden hat, sogar die höchsten Herrschaften haben denselben besucht und dem Baron huldvoll ihre Anerkennung ausgesprochen. Wie die Zeitung sich ausdrückt, sollen die Festräume fast „überirdisch schön“ erleuchtet und ausgeschmückt gewesen sein, er soll es sich auch ein horrendes Geld haben kosten lassen.“

„Das läßt sich denken,“ erwiderte die Doktorin, indem sie einige dünne Scheibchen Fleisch auf die Butterbröte legte.

„O warum sind wir nur nicht reich, wie könnte ich meine Jungen gut erziehen lassen, und wir brauchten Dir, armer Bruder, nicht so zur Last zu liegen.“

Sie konnte es nicht hindern, daß sich ihre Augen mit großen Thränen füllten.

„Aber Marga,“ rief der Doktor fröhlich, indem er die Schwester an sich zog, „Du weinst ja, wie — Du vermißt den Reichthum bei mir? Das hätte ich aber nicht gedacht!“

Schnell, fast erschrocken machte Frau Marga sich los, „aber nicht doch, Fritz,“ sagte sie schon wieder lächelnd, „wir haben es ja so, so gut bei Dir, doch ich muß immer denken, mit der Zeit werden wir Dir eine Last sein, denke doch nur, wenn Du Dich nun verliebst und heiraten willst, wo sollen wir dann hin?“

„Ich,“ rief übermütig lachend der junge Mann, „ich mich verlieben, ich heiraten? Nein, davon passiert nichts, ich bin gefeit gegen solche Thorheiten.“

Ich habe Studienfreunde die Masse, welche verheiratet sind und wie geht es solch einem armen Schelm, o! o! o! kaum kann er sich eine Zigarre erschwingen, während die Frau Gemahlin im Sammetmantel geht und jede Woche neue Handschuhe haben muß. Und wenn der Herr Gemahl es einmal wagt, eine ganz leise Andeutung über diese, leicht zu vermeidende Ausgabe zu machen, dann giebt es einige Tage böses Wetter, im günstigsten Falle heißt es mit spitzem Munde, aber lieber Mann, Du bist Doktor, das sind wir unserem Stande schuldig!

Die Frau eines anderen meiner Freunde fährt täglich am Vormittag Besuche machen, am Nachmittage mit den Kindern spazieren im Doktorewagen des Mannes. Begegnet man dem Gatten und man erkundigt sich, wie es ihm geht, macht er ein abgespanntes Gesicht und sagt „zu große Praxis“; nun, frage ich, warum läuffst Du denn zu Fuß, Du hast ja Pferde, dann heißt es in verlegenem Tone, „ja meine Frau“ — — — und so weiter, und so weiter. O, ich könnte noch von manch einem armen, braven Teufel erzählen, der es wirklich verdient hätte, Junggeselle geblieben zu sein.“

Fritz Bernhof stand auf und fuhr sich mit der Hand über den schönen, blonden Vollbart.

„Doch nun, liebe Schwester, werden die Jungen gleich aus der Schule kommen, gieb ihnen ihr Frühstück und laß sie bis Mittag hinaus, das Wetter ist prächtig. Ich muß jetzt ins Hospital, es ist die höchste Zeit. Lebe wohl, Marga.“

„Adieu, Fritz,“ und als sich die Thür hinter ihm geschlossen, fuhr sie fort „Du guter, treuer Bruder.“

Doktor Bernhof ging, in tiefe Gedanken versunken, seinem Hospitale zu. Plötzlich sah er auf und blieb stehen, es hatte ihn jemand angeredet. Neben ihm stand ein Bedienter in dunkelgrüner Livrée mit dem silberbetreßten Cylinderhut in der Hand, das Haar sorgfältig geschheitelt und über den Ohren auf die Schläfen gebürstet. Die schneeweißen Handschuhe, die blank gewischsten Stiefeln und die tadellos gepuzten silbernen Livréeknöpfe ließen vermuten, daß er zu einem sehr reichen Hause gehöre.

„Um Entschuldigung, Herr Doktor,“ redete der Mann den Arzt an, „würden Sie wohl die Güte haben, mir zu dem Palais des Baron Rotenstein zu folgen, die Baronesse ist plötzlich erkrankt. Es ist ganz nah von hier.“

Ohne ein Wort zu erwidern, wandte der junge Arzt sich um und ging voran zum Rotenstein'schen Palais.

Mit Recht wurde dieses Gebäude so genannt. Es war ein schönes, großes imposantes Haus, welches der Doktor bald vor sich sah. Die Fenster des fünf Stock hohen Gebäudes bestanden aus nur einer großen Spiegelscheibe, eine Menge Zinnen, Erker und Türmchen, jedoch im modernsten Style, gaben dem Ganzen ein gewissermaßen ehrwürdiges Ansehn. An der riesengroßen, eichenen Eingangsthür stand ein Portier in der Livrée des Baron Rotenstein, derselbe öffnete eine zweite Thür, deren obere Hälfte aus dickem, schwerem Glas bestand, und der Doktor trat in ein behaglich durchwärmtes Vestibül.

Der marmormosaikene Fußboden war spiegelblank, zu beiden Seiten waren deckenhohe Pfeilerspiegel in die Wand eingelassen und eine breite Marmortreppe führte zu den Stockwerken hinauf. Schöne Smyrnaer Teppiche sängen

jeden Laut der Tritte des Hinaufsteigenden auf, zu beiden Seiten der Treppen liefen reich vergoldete Geländer hin und hinter denselben standen prachtvolle Lorbeerbäume.

Der Diener drückte, oben angelangt, auf eine elektrische Glocke und sofort öffnete sich völlig geräuschlos die Thür.

Ein zweiter Diener, in Kniehosen, Frack und seidenen Strümpfen nebst Schnallenschuhen, nahm dem Doktor Überzieher und Hut ab und geleitete ihn durch mehrere, mit fürstlicher Pracht ausgestattete Gemächer bis zu einer verschlossenen Flügelthür. Hier klopfte er vorsichtig an und gleich darauf wurde geöffnet, indem ein niedliches Kammermädchen fragend hinausblickte, dann sofort dem Arzt Platz zum Eintreten machte und ihn durch ein mit größtem Luxus, aber auch vielem Geschmack eingerichtetes Boudoir, in ein großes, hohes und helles Schlafzimmer führte. Auch hier war alles höchst elegant und reich ausgestattet.

In einem großen, schön und kunstvoll geschnitzten Himmelbette lag, auf schwellenden Kissen, in Spitzen, Batist und Stickereien gehüllt, und mit schweren seidenen Decken bedeckt, ein blaßes, schmales Mädchen, die einzige Tochter des reichen Fabrikanten Rotenstein. Ihr zur Seite saß eine elegante, aristokratisch aussehende Dame, ihre Mutter, welche beim Eintritt des Arztes aufstand und ihm entgegen ging.

„Ich vermute einen Arzt vor mir zu sehen, ich bin die Baronin Rotenstein.“

„Doktor Bernhof,“ entgegnete der junge Mann kurz, indem er sich verbeugte.

„Unser Hausarzt,“ begann nun die Baronin wieder, „ist plötzlich verreist, er hat uns freilich seinen Stellver-

treter genannt, doch hatten wir nicht Zeit nach jenem zu schicken, da er recht weit wohnt und Eile not that, so gab ich dem Bedienten den Auftrag, den ersten Arzt, dessen er habhaft werden konnte, zu meiner Tochter zu bitten.“

Ohne eine Entgegnung des Doktors abzuwarten, fuhr sie fort: „meine Tochter leidet schon seit Jahren an kranken Lungen und heute plötzlich — bekam sie einen Blutsturz.“

Bei den letzten Worten hatte der Arzt sich langsam dem Lager der Leidenden genähert, deren Wangen sich langsam zu röten begannen.

„Liebe Ebba, Doktor Bernhof hier wird die Freundlichkeit haben, Dich zu behandeln.“

Das junge Mädchen schlug die Augen, und was für Augen, zu dem jungen Arzte auf.

In dem reinen tiefdunklen Blau ihres Auges strahlte es so seelenvoll zu ihm hinüber, daß er meinte, noch nie in ein so schönes sprechendes Auge gesehen zu haben. Langsam reichte sie ihm die Rechte und sprach mit einer weichen, gedämpften Stimme zu ihm Worte des Dankes, daß er gekommen. Sie sah rührend schön aus in ihrer hilflosen Befangenheit.

„Vor allen Dingen, mein Fräulein,“ nahm jetzt der Doktor das Wort, „möchte ich wissen, aus welcher Veranlassung der Blutsturz hervorgerufen wurde?“

Eine dunkle Glut färbte Ebbas Wangen höher, indem sie verwirrt den Blick senkte. Es kämpfte etwas wie ein Entschluß in ihren Gesichtszügen und endlich bat sie in dringendem Ton, „bitte, bitte, Herr Doktor, fragen Sie nicht darnach.“

Der Arzt neigte zustimmend den Kopf, that was er für notwendig hielt und empfahl sich, nachdem er der Baronin versprochen, nochmals am Abend vorzusprechen. —

Wochen waren vergangen. Mit treuer Ausdauer hatte Doktor Friß Bernhof Ebba Rotenstein behandelt und mit günstigem Resultat, sie war soweit hergestellt, daß sie täglich bei schönem Wetter auf eine halbe Stunde hinaus durfte. Der Hausarzt, Medizinalrat Borchert, war nun zurückgekehrt, doch konsequent weigerte Ebba sich, ihn zu konsultieren. Sie hatte das größte Vertrauen zu Bernhof und setzte ihren Willen bei den Eltern durch. Friß wurde ihr persönlicher Arzt. In der Zeit ihrer Krankheit war sie ihm näher getreten und es entwickelte sich eine Freundschaft zwischen den beiden jungen Leuten, die dem armen kranken Mädchen viele frohe und glückliche Stunden verschaffte.

Ebba lernte Frau Doktor Wallner kennen und fühlte sich zu derselben hingezogen. Gern besuchte sie die Witwe am Vormittag, wenn dieselbe einsam in ihrem Wohnzimmer saß und sich mit verschiedenen trüben Gedanken quälte.

Es wurde Herbst. Immer kürzer die Tage, immer feuchter, immer kälter. Ebba durfte nicht mehr hinaus. Der lange, lange Winter stand bevor, den sie schon seit Jahren immer im Zimmer zubringen mußte.

Eines Tages erklärte Doktor Bernhof sich nicht ganz wohl zu fühlen und deshalb nicht ins Hospital gehen zu wollen. Zuerst erschrak Frau Marga, in ihrer Zärtlichkeit für den Bruder, doch sie ließ sich überzeugen, daß kein Grund zu ernstlicher Besorgnis vorhanden war und da freute sie sich, den Bruder nun einmal für sich ganz allein zu haben.

„So, lieber Bruder,“ sagte die Doktorin, als die Knaben zur Nachmittagschule fort waren und sie sich mit ihrer Arbeit neben dem Bruder am brennenden Kamin niederließ, „nun erzähle mir doch etwas von Rotensteins.“

Lächelnd warf der Hausherr einige Holzsplitter auf die Kohlen, dann begann er:

„Du weißt doch, Marga, daß wir ziemlich nahe verwandt waren mit einer Familie namens König?“

„Ja, gewiß, unsere Mutter hat uns ja erzählt von einer Erbschaft, die wir von Königs hätten machen müssen, doch sie ist uns verloren gegangen. Doch Du wolltest ja von Rotensteins erzählen!“

„Warte nur, das kommt noch,“ sagte ruhig der Doktor und fuhr fort:

„Wie Du schon verheiratet und von uns fort warst, hat mir Tante Lotte, die ja nun auch schon tot ist, auf meine Bitten die ganze Geschichte, so wie sie sie kannte, erzählt. So höre denn:

„Zu Zeiten unseres Urgroßvaters existierte nur noch ein Mann, der den Namen König führte, doch wo er war wußte niemand, bis plötzlich ein Aufruf aus Brasilien zur Kenntnis der Verwandten des D . . . . schen Bürgers König kam. Derselbe war dort gestorben und hatte ein Vermögen von zwanzig Millionen Milreis hinterlassen.“

Längst schon war die Häkelarbeit den Händen der Doktorin entglitten und mit gespanntem Ausdruck in den interessanten Zügen blickte sie den Erzähler an.

„Unser Urgroßvater,“ fuhr jener fort, „war, wie gesagt, damals schon ein sehr alter Mann und sowohl deswegen, als auch, weil eine Reise, und nun erst solch eine

Reise, für die Leute von damals etwas erschreckendes hatte, fürchtete er sich vor einer solchen. Ein ihm bekannter Rittergutsbesitzer machte ihm den Vorschlag, seine Erbsprüche in Brasilien gegen sein Rittergut einzutauschen. Er, der reiche Edelmann wollte selbst die Reise wagen und dann die Erbschaft für sich heben, doch in unbegreiflicher Habsucht lachte der Erbe den Mann aus und sagte ihm, für seine Erbschaft könne er sich fünf und mehr Rittergüter kaufen.

Er beauftragte also einen Advokaten, nach Brasilien zu reisen und die Erbschaft für ihn zu erheben, gab ihm alle nötigen Papiere und versprach ihm zwanzigtausend Rubel für den Dienst.

Der Doktor machte eine kleine Pause, indem er den Kamin mit Holzflößen speiste.

Wortlos sah Frau Marga ihm eine Weile zu, dann fragte sie gespannt: „Nun, und warum bekam er die Erbschaft nicht?“

„Meine Geschichte ist noch nicht zu Ende,“ entgegnete der Doktor, indem er sich niedersetzte. „Der Advokat reiste ab, ausgerüstet mit allen nötigen Vollmachten. In der Residenz strandete er zuerst und machte hier leider die Bekanntschaft eines geriebenen jüdischen Kaufmannes. Sie wurden bekannter miteinander und der Jude erfuhr bald das Ziel und den Zweck der Reise des Advokaten. Nun war das Unglück da. Wie der Teufel beredete der Jude den bis dahin ehelichen Mann und die böse Saat keimte und reifte. Nach Verlauf einer Woche zahlte der Jude Rotenstein dem Advokaten dreißigtausend Rubel baar für die Vollmachten.“

Nach drei Monaten verschwand auch die Frau des Advokaten mit ihren Kindern aus D . . . und niemand hat dort je wieder etwas von der Familie gehört oder gesehen.“

„Rotenstein! Also dadurch,“ rief des Doktors Schwester mit blitzenden Augen, „dadurch so reich?“

„Ja,“ antwortete Fritz Bernhof ernst, „und verstehst Du jetzt meine Äußerung? Unser ist jedenfalls ein großer Teil seines Vermögens. Darum sagte ich Dir damals, wenn Du nur wüßtest, mit wessen Gelde er solch einen Luxus treibt. Unser Vater arbeitete und rang, wie Du ja weißt, mit der Not und auch wir leben durchaus nicht im Überfluß.“

Der Doktor war aufgestanden und schritt mißmutig im Zimmer auf und nieder. Jetzt erhob sich auch Frau Marga und trat an die Seite des Bruders, indem sie ihren Arm in den seinen schob.

„Fritz,“ sagte sie leise, „wir sind aber doch gesund und die arme Ebba“ — sie brach schnell ab, als sie des Bruders Stirn sich in Falten legen sah.

„Ebba,“ antwortete er ernst, „daß sie nur nichts erfährt, versprich mir Schwester, ihr nie, auch nicht einmal eine Andeutung über das zu machen, was ich Dir eben erzähle, willst Du mir das versprechen?“

„Gern,“ antwortete die Doktorin wehmütig lächelnd, „wozu soll sie etwas wissen, was ihr doch keine Freude bereiten würde und an der Sache ist doch einmal nichts zu ändern. Glücklicherweise doch nicht, trotz des großen Reichtums, ich habe einiges durch Ebba erfahren, es liegt viel trübes und trauriges in ihrem Leben. Vor

einigen Jahren hat sich ein Bruder Ebbas erschossen. Ebba selbst, dieses anmutige, liebenswürdige Geschöpf, wie geschaffen, um recht glücklich zu sein — dem Tode geweiht. Ihr anderer Bruder ist ein Trunkenbold, wie man hört. Ja, wenn man von diesem allen nichts weiß, glänzt Alles im Leben des reichen Juden, doch — es ist ja nicht alles Gold, was glänzt.“ —

Bei Rotensteins war große Soirée. Elegante Equipagen ohne Ende rollten heran und die höchsten Würdenträger entstiegen denselben mit ihren Frauen und Töchtern, denn was machte es, daß Moriz Rotenstein jüdischer Herkunft war, er war ja geadelt, hatte eine Komtesse Wildenfels geheiratet, die, obgleich arm, doch aus einer der besten Familien des Landes stammte, war sehr reich und verstand es, ein Haus zu machen. Die hohen eleganten Räume waren feenhaft erleuchtet. Die Draperieen von schwerem Seiden- und Belourstoff, die Kamine von wertvollem Marmor in weiß, grau und schwarz, mit Goldeinfassung, darüber kostbare Spiegel mit schönen vergoldeten Rahmen. Vasen in Mannesgröße aus einem Stück Malachit gearbeitet. Gemälde von berühmten Meistern, Lüstres von seltener Schönheit und Größe. Palmenbäume, welche Gruppen von berühmten Bildhauern umgaben. Elegante Sessel und schwellende Divans, Teppiche in der Größe der verschiedenen Salons, Kabinets und kleineren Gesellschaftszimmer. Alles das entzückte so manchen Gast und erfüllte wohl auch welche mit Neid.

Die Gesellschaftsräume lagen in der Bel-Etage, eine Treppe hoch die Ankleideräume und Schlafzimmer.

Ebba durfte heute ihre Wohnung nicht verlassen, sie fühlte sich müde und — sehnte sich auch nicht nach großer Geselligkeit, sie war ihr immer fremd geblieben, würde es wohl einmal anders werden? Nein, o nein! Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß es für sie keine Zukunft gab, kein Glück, keine Erwartung und Freude!

Behmütig lächelnd lag die blasse Mädchenknospe auf der Couchette ausgestreckt da, die wundervollen dunkelblauen Augen mit sinnendem Blick auf die Thür gerichtet. Es war recht behaglich in dem kleinen Salon Ebbas, dicke schwere Vorhänge verhüllten die hohen Fenster, der Kamin strahlte eine, zu dieser Jahreszeit wohlthuende Wärme aus. Eine große Tischlampe verbreitete helles Licht durch das elegante Gemach angenehm gedämpft durch einen dunkelroten Lampenschleier. Aus den Gesellschaftsräumen tönten einzelne Instrumente des Orchesters hinauf, das gab einen so traurigen monotonen Klang, der Ebba trübe stimmte, o hätte sie nur jemanden, zu dem sie sich aussprechen könnte!

Ein leises Klopfen unterbrach ihren Gedankengang und gleich darauf trat Doktor Bernhof ein.

Die schlanke Gestalt des jungen Mädchens in dem weichen, weißen Morgenkleide richtete sich in freudiger Erregung auf:

„Ach, lieber Doktor, wie schön von Ihnen,“ sagte sie erfreut, „daß Sie heute noch einmal nach mir sehen!“

„Ich bleibe aber nur, wenn ich Sie nicht störe, wenn Sie liegen bleiben,“ sagte er freundlich. Er zog sich einen Sessel an das Ruhebett und ließ sich auf demselben nieder, Ebba die Hand reichend, nachdem sie sich wieder zurückgelehnt hatte.

„Ach, ich will ja liegen bleiben, nur gehen Sie nicht fort, es ist so einsam und traurig allein und außerdem möchte ich Ihnen schon lange einiges aus meinem Leben erzählen.“

„Bitte, Fräulein Ebba, das würde mir sehr angenehm sein, also bitte, beginnen Sie gleich, ich bin ganz Ohr.“

Das junge Mädchen hatte, während der Doktor sprach, auf einen elektrischen Knopf an der Wand neben sich gedrückt. Jetzt erschien das Kammermädchen, dem sie Befehl gab, ein kleines Souper servieren zu lassen. In kürzester Zeit, wie das nur bei reichlicher und wohlgeschulter Bedienung sein kann, trugen zwei Bediente einen, mit verschiedenen kalten und warmen Schüsseln besetzten Tisch herein, auch Wein in verschiedenen Farben und aus verschiedener Herren Länder.

„Ich war ein gesundes Kind,“ begann jetzt Ebba zu erzählen, „wurde als einzige Tochter reicher Eltern von allen geliebt und verzogen, meine Kindheit hätte eine ungetrübte sein können, doch ich liebte — und liebe eben noch meine Mutter über Alles und beanspruchte eifersüchtig die Liebe meiner Mutter für mich allein. Ich weilte oft in ihren Zimmern, wo ich öfter Scenen zwischen meinen Eltern beobachtet habe, die es mir immer deutlicher zeigten, meine arme Mutter war nicht glücklich. Mama und Papa passen gar nicht zu einander. Er liebt es, seinen Reichtum recht auffällig zur Schau zu stellen, Mama, die feinfühlende Aristokratin suchte die Freuden des Reichthums auf einer entgegengesetzten Seite. Sie liebt es wohlzuthun wo Mangel herrscht, die Leiden der Armen zu mildern. Mein Vater wünscht, sie soll hohe Beiträge zu wohlthätigen Zwecken

opfern und er will die Baronin Rotenstein in den Tageblättern gepriesen sehen für ihre Mildthätigkeit und ihre offene Hand — sowie von seinem Reichthum reden hören. Meiner Mutter jedoch thut solch ein Helfen weh, sie sucht und besucht ihre Armen selbst, bringt ihnen, wessen sie bedürfen und hat dadurch gewiß mehr Thränen gestillt, als durch die großen Beiträge zu Wohlthätigkeitsvereinen, die sie auf Wunsch meines Vaters beisteuern mußte.“

Ebba schwieg, in Nachdenken versunken, während der Doktor langsam den Rest Burgunder aus seinem Glase trank.

Jetzt schellte das junge Mädchen und bestellte den Thee. Als der silberne Theekessel singend und dampfend neben ihrem Lager stand und die Dienerschaft sich wieder entfernt hatte, richtete Ebba sich auf, bereitete das duftende Getränk und reichte dem Doktor ein Glas von demselben. Dann, indem sie langsam in ihrer Tasse rührte, fuhr sie fort:

„Als Kind machte es mir viel Vergnügen, wenn wir im Sommer auf Ledvenschhof, unserem Landsitz, waren, allein umherzustreifen. Niemand verwehrte mir das auch, Wasser war nicht in der nächsten Umgebung und Mama ließ mir gern die Freiheit, die mir doch in der Stadt niemand gestattete. Auf einer meiner Streifereien also, kam ich an einem schönen Tage in Begleitung meiner großen Ulmer Dogge, ich war damals zwölf Jahre alt, mitten im Walde an ein freundliches, kleines Häuschen. Ich hatte es noch nie gesehn, doch oft genug von demselben reden hören. Es wurde Altenruh genannt und hat meinem Urgroßvater als Zuflucht gedient, als sein Sohn sich taufen ließ und eine Christin zur Frau nahm, da baute der Alte sich dieses

Häuschen, seine Frau war damals schon lange tot, und räumte das Schloß seinen Kindern ein.“

Sie machte eine Pause und schöpfte tief Atem.

„Wollen wir es für heute genug sein lassen, ich fürchte das Reden strengt Sie zu sehr an,“ sagte der Doktor besorgt.

„Nein, nein,“ erwiderte das junge Mädchen mit bittend auf den Arzt gerichtetem Blick, „meine Geschichte geht ja schon zu Ende, hören Sie nur noch den Schluß, ich bin ganz gewiß noch nicht müde.“ Und leise zog sie den Doktor wieder auf den Sessel nieder, indem sie fortfuhr:

„Also, ich kam in Begleitung meines Hundes zu dem Häuschen. Die Thür war verschlossen, doch die Läden und Fenster weit geöffnet. Es war herrlicher, warmer Sonnenschein und den hatte die Schließerin aus dem Schloße wohl benutzt, um der Luft und den Sonnenstrahlen Eingang in die so lange verschlossenen Räume zu verschaffen. Ich stieg auf eine Bank, die unter dem Fenster neben der Thür angebracht war, und schaute in eine niedrige, sehr altmodisch eingerichtete Stube mit verblaßten Möbelbezügen, steiflehnigem Sofa und eben solchen Stühlen, einem Spinett an der einen Seitenwand Silhouetten von verschiedenen Juden und Jüdinnen, die wohl meine Vorfahren gewesen sein mögen, an den Wänden. Das Haus war nur von meinem Urgroßvater bewohnt worden und seit seinem Tode verschlossen gehalten, nur ab und zu wurde gelüftet und gereinigt, den größten Teil des Jahres stand es verschlossen. Daher wollte ich die gute Gelegenheit mir nicht entgehen lassen und mir das Heim meines Ahnen gründlich ansehen. Ein Schritt, ein Sprung und ich stand, mit neugierigen

Blicken mich umschauend, mitten in der seltsamen Umgebung. Raum war ich drin, so war auch mein Tuio mit langem Satz durchs Fenster gesprungen, und an meiner Seite durchwanderte er noch die zwei kleineren Nebenzimmer. Dann kehrten wir in das größere Zimmer zurück, um das Häuschen wieder auf dem Wege durchs Fenster zu verlassen. Doch zuvor wollte ich mir noch einen Spaß mit Tuio machen. Ich lehnte mich aus dem Fenster und splitterte von der schon recht morschen Bank Holzstückchen los und warf sie aus dem Fenster, indem ich dem Hunde zurief: ‚Apporte Tuio‘. Mit einem Satz war das große Tier draußen und ebenso schnell wieder bei mir. Hin und her, hin und her ging das Spiel, ich merkte kaum wie erhitzt ich schon war, hörte kaum das Keuchen des Hundes, immer ausgelassener, immer wilder wurde das Spiel. Wieder sprang Tuio durchs Fenster hinein, doch dieses Mal mit solch einer Wucht, daß er an die, dem Fenster entgegengesetzte Wand anprallte und — o Schreck — die Wand that sich auf. Für einen dritten hätte es wohl ein höchst komisches Bild abgegeben, uns beide so maßlos erschrocken die Wand anstarren zu sehn, ich schreckensbleich mit wankenden Knieen, der Hund mit hervorquellendem, entsetztem Blick. Ich glaubte im Augenblick nicht anders, als daß sich jetzt in der Wandöffnung sogleich das verzerrte, häßlich grinsende Gesicht einer alten Hexe zeigen müßte oder ein Zauberer hervortreten würde. Doch da nichts erschreckendes geschah, faßte ich Muth und trat näher heran, und siehe da, es war ein ganz natürlicher Wandschrank, der sich vor meinen Blicken geöffnet hatte. Tuio hatte wohl beim Unprall an die Feder gedrückt, mittelst welcher der Schrank

zu öffnen war, und nun fand ich in dem Schrank eine Rolle vergilbter Papiere, welche ich an mich nahm und dann den Schrank wieder verschloß, indem ich die Thür stark zuwarf.

Die Papiere sind noch in meinem Besiz, ich kann sie zwar nicht lesen, denn sie sind in hebräischer Sprache geschrieben, aber ich habe sie doch sorgfältig bewahrt, ohne sie jemandem zu zeigen. Meiner Mutter hätte ich sie vielleicht gezeigt, doch fürchtete ich sie zu erzürnen, daß ich in das Haus geklettert war, ohnedies verstand sie ja auch die hebräische Sprache nicht, so schwieg ich denn gegen alle und auf Tuiro konnte ich mich ja verlassen, der plauderte nicht. Zufällig erfuhr ich kürzlich, daß Sie etwas hebräisch verstehen, wollen Sie nicht jene Blätter lesen und mir dann Kenntniz von ihrem Inhalte geben?"

Mit steigender Spannung hatte Doktor Bernhof zugehört, jetzt streckte er eifrig die Hand nach einer Rolle vergilbter Papiere aus, die Ebba einem kleinen, zierlichen Schreibtische entnommen.

„Sobald ich sie gelesen habe, komme ich, um Ihnen vom Inhalte zu erzählen.“ —

Spät Abends sahn wir den Doktor in seinem Schreibzimmer am Schreibtisch sitzen und in den Papieren lesen, die er von Ebba Rotenstein erhalten. Sie enthalten folgendes: „Ich, Nathan Rotenstein, schreibe ein Bekenntnis meiner Schuld nieder, indem ich hoffe, dadurch mein Gewissen zu entlasten, welches mir Tag und Nacht keine Ruhe giebt. Ich habe eine Erbschaft an mich gebracht, welche mir nicht zukam, ich habe dem Bevollmächtigten seine Vollmachten abgekauft für dreißigtausend Rubel und bin selbst

nach Brasilien gefahren, habe dort die Erbschaft, im Betrage von zwanzig Millionen Milreis, gehoben und bin seitdem ein reicher Mann. Der Erblasser hieß König, der eigentliche Erbe Robert Bernhof.“

Hier machte der Doktor eine Pause, sorgfältig schwärzte er den Namen seines Urgroßvaters, derselbe sollte dem frankten Kinde keinen Kummer bereiten. Dann las der junge Arzt weiter:

„Ich hänge fest an dem Glauben meiner Väter. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs hat mich gestraft für mein Vergehn und doch kann ich mein Unrecht nicht wieder gut machen. Ich müßte denn mein ganzes Eigentum den Erben Robert Bernhofs zurückerstatten und das könnte ich doch nicht, ohne mich meinem Sohne, meinem einzigen zu entdecken, ihm meine Schuld zu bekennen, und das kann ich nicht, seine Zukunft vernichten, sein junges Glück zerstören, nein, das kann ich nicht, dazu bin ich zu schwach, vielleicht zu feige. Ich bin hart gestraft für meine Sünde. Mein Weib starb, als ich die alte Welt noch nicht wieder betreten hatte, so plötzlich, daß ihre Glaubensgenossen nicht noch, wie es bei uns Sitte, mit ihr beten konnten. Mein Sohn fiel ab vom Glauben seiner Väter, er heiratete eine Christin, da konnte ich nicht anders, ich verließ ihn und baute mir mein kleines Häuschen, in welchem ich still meinen Kummer tragen will, bis zu meinem Ende. Ich will ja die Strafe für meine Schuld gern tragen, aber meine Nachkommen, wie wird es mit ihnen werden? Hat nicht unser Gott gesagt: Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied? Jehovah erbarme Dich!“ —

Lange schon hatte der Doktor zu Ende gelesen und immer noch saß er regungslos, das Gesicht geneigt, den Kopf in die Hand gestützt vor seinem Schreibtische. Die Lichter brannten herab, der einsame Mann merkte es nicht. Endlich, als eines mit knistern erlosch, sah er nach der Uhr — schon halb drei, er stand auf und begab sich zur Ruhe. —

Am Nachmittage des nächsten Tages saß Ebba erwartungsvoll in ihrem Salon. Als der Doktor eintrat, reichte er ihr die Rechte, indem er das Schuldbekennniß Nathan Rotensteins in der Linken hielt.

„Fräulein Ebba,“ sagte er bittend, „wollen Sie mir eine Freude machen?“

„Gewiß, recht gern, wenn ich kann,“ war die erstaunte Antwort.

„Bitte, schenken Sie mir diese Blätter.“

„Ach, Herr Doktor, diese Bitte hatte ich nicht erwartet, doch da sie mir ein Andenken an meinen Urgroßvater sind, so möchte ich sie nicht fortgeben, doch wenn ich sterbe, dann sollen sie sie als ein Vermächtnis von mir haben. Sind Sie das zufrieden?“

„Nicht ganz, was wollen Sie mit den Papieren thun?“

„Sie ruhen lassen wie bisher!“

„Gut also, ich habe sie gelesen.“

Mit vorgeneigtem Oberkörper nahm Ebba die Rolle aus des Doktors Händen, indem sie fragte:

„Nun, ich bin sehr neugierig, bitte erzählen Sie.“

„Es sind nur Aufzeichnungen und Notizen über den Erwerb eines großen Vermögens,“ entgegnete der Doktor ruhig.

„Weiter nichts?“ fragte das junge Mädchen enttäuscht.  
„Weiter nichts.“ —

Als Ebba wieder allein war, blätterte sie in Gedanken verloren in den vergilbten Papieren, die der Doktor ihr zurückgegeben hatte. Plötzlich bemerkte sie eine frisch geschwärzte Stelle. Das konnte nur der Doktor gethan haben, aber wozu, da sie ja doch nichts lesen konnte? Das reizte die Neugier des verwöhnten Mädchens, sie mußte wissen, was in den Blättern stand, und sofort hatte sie einen Plan eronnen, um den Inhalt kennen zu lernen.

Am folgenden Morgen ließ Ebba ihres Vaters Buchhalter, einen sehr intelligenten, jungen Hebräer zu sich bitten.

„Herr Goldmann,“ sagte sie freundlich, „würden Sie wohl Lust haben, mir Unterricht in der hebräischen Sprache zu geben?“

Natürlich war der Buchhalter sofort bereit, der Tochter seines Chefs gefällig zu sein, er hätte nur wenig Zeit, es würde nur Abends gehn.

„Bewahre,“ rief Ebba fröhlich, „nicht Abends, Morgens sollen Sie kommen, ich will schon mit Papa reden und Ihnen dann Bescheid geben. Und Herr Notenstein gab selbst, noch an demselben Tage, seinem Buchhalter den Bescheid, dem zufolge erschien derselbe von nun an täglich um zehn Uhr bei Ebba, um mit ihr Hebräisch zu treiben. Es dauerte auch nicht sehr lange, so konnte Ebba lesen und mit Hilfe eines Lexikons das Gelesene übersetzen, als sie so weit war, schwand plötzlich das Interesse bei ihr für die hebräischen Stunden und bald dankte sie Herrn Goldmann für seine Bemühungen, indem sie bemerkte, es sei

doch zu langweilig, Hebräisch zu lernen. Eine reiche Gratifikation belohnte Herrn Goldmann für seinen Unterricht.

Nun griff Ebba zu dem Vermächtnis ihres Urgroßvaters, freilich machte es ihr Mühe genug, alles zu entziffern und zu verstehn, doch es ging, endlich hatte sie es zu Ende gelesen.

Da saß sie nun. Langsam, aber unaufhaltsam rannen die Thränen über ihre bläßen Wangen. Sie lebte im Überfluß, aber mit welchem Recht? Wo war derjenige, dem alles gehörte, was sie umgab, alles, was ihr von ihren Sachen lieb und teuer war. Nichts gehörte ihr, alles war erraubt, gestohlen! Mit einem dumpfen Stöhnen schlug sie beide Hände vor's Gesicht und weinte bitterlich. —

---

Es war einige Wochen später, als die Nachricht vom plötzlichen Tode des jungen Rotenstein die Residenz durcheilte. —

Die ganze vornehme Welt fuhr beim Palais Rotenstein vor, um den Eltern ihr Beileid auszusprechen. Ebba war nicht zu sehn. Das arme Mädchen hatte wieder schwere Tage infolge der Gemütsbewegung.

Die Baronin empfing die Gäste in tiefer Trauer an der Seite ihres Gatten. Nun hatte sie auch den zweiten Sohn verloren, noch hatte sie ja ein Kind, doch wie lange konnte Ebba noch leben? Die Teilnahme aller flog der armen schwergeprüften Frau zu, die ihre Trauer mit so edlem Anstande zu tragen wußte. —

Das Begräbniß war vorüber und der Monat August vor der Thür. Doktor Bernhof wünschte, daß Ebba den

Winter im Süden verbringen möge. Auch die Baronin bedurfte der Erholung, und so reiste denn der Baron Rotenstein nebst Gemahlin und Tochter in Begleitung zweier Kammerfrauen und eines Kammerdieners nach dem Süden, um in Palermo die bei uns so rauhe Jahreszeit zu verbringen. Ebba konnte sich aber auch dort nicht erholen. Ihre Eltern machten so oft Ausflüge in die Umgegend Palermos, Ebba konnte nie mit, ihr fehlten die Kräfte.

Es war zu Anfang des Aprilmonats. Ebba war wieder allein. Mutter und Vater wollten sich einmal den Ätna in der Nähe betrachten, und da gehörte Ebba ganz sich selbst und ihren Gedanken. Gerade heute fühlte sie sich so lebensmutig und hoffnungsfreudig. Sie sollten ja nun bald heimkehren, wie sie sich nach der Heimat sehnte und noch mehr nach ihm, der ihr ganzes Herz erfüllte. Jetzt erst war sie sich dessen voll bewußt geworden, da sie so fern von ihm war. Sie hatte in ihrem Leben schon so viel Schweres durchgemacht, das Glück war ihr bisher fern geblieben, sollte es ihr vielleicht doch noch blühen? Sollte es ihr doch noch beschieden sein, glücklich zu sein und glücklich zu machen? Wäre es möglich, konnte sie vielleicht noch gefunden, vielleicht doch noch?

In hoffnungsvoller Freude hatten sich ihre Wangen zart geröthet, leuchteten ihre Augen in schönem Glanz.

Da — ein schriller Mißton! Der Kammerdiener stürmte ohne anzuklopfen herein:

„Gnädiges Fräulein — der gnädige Herr — die gnädige Frau“ —

Angstvoll richteten sich die noch eben so glücklich leuchtenden Augen auf den vollständig fassungslosen Bedienten.

Was für einen Schlag hatte denn das Schicksal jetzt noch für sie übrig?

„Um Gotteswillen, was ist geschehen, so reden Sie doch!“ stieß sie hervor. In diesem Augenblick wurde die Thür von außen geöffnet und vier Männer trugen den leblosen Körper des Barons ins Zimmer. Ebba war aufgestanden, sie sah die Leiche ihres Vaters auf die Chaiselongue betten, sah den Kammerdiener weinen, nur sie war wie erstarrt, ihre schneeweißen Lippen brachten keinen Laut hervor.

Endlich kam Leben in ihre Züge, Bewegung in ihre Glieder.

Mit den Worten: „Mein armer Vater,“ warf sie sich schluchzend über die Leiche. —

Jetzt trat ihre Kammerfrau leise ins Zimmer und zu ihr heran. „Gnädiges Fräulein, man wünscht Sie zu sprechen!“

„Mich?“ Ebba richtete sich auf. „Wo ist meine Mutter?“

„Sie hat sich zurückgezogen und wünscht nicht gestört zu sein.“

Wunderbar, auch sie, ihre Tochter, wollte sie nicht sehn?

„Wer ist es, der mich zu sprechen wünscht,“ fragte sie schnell.

„Ein Arzt,“ lautete die Antwort.

„Was soll hier noch ein Arzt,“ wehklagte Ebba, „hier ist nicht mehr zu helfen. Doch bitte ihn, einzutreten.“

Gleich darauf trat ein Mann in mittleren Jahren ein. Er stellte sich als Doktor Vernulli vor und sprach das Deutsche ganz geläufig.

„Um Vergebung, mein Fräulein, daß ich hier ungerufen erscheine, doch das Unglück, welches Sie betroffen, wird mich Ihnen vielleicht willkommen sein lassen. Ich war in der Nähe, als das Unglück geschah und begleitete den traurigen Zug hierher. Wie alles gekommen, will ich Ihnen mittheilen. Ihre Eltern waren zu nahe an den Krater gekommen. Plötzlich ein Erdbeben, ein unerwarteter kleiner Auswurf des Vulkans. Ihr Herr Vater wurde so unglücklich von einem großen glühenden Stein getroffen, daß er sofort tot zu Boden stürzte.“

Leise weinend stand Ebba neben der Leiche.

Nach einer kurzen Pause fuhr der Doktor fort:

„Ihre Frau Mutter war näher noch herangegangen, so nahe, daß die Steine über sie hinwegflogen und ihr nichts anhaben konnten, doch glühende Asche fiel in Massen auf sie hernieder und hat sie arg versengt, doch wir wollen hoffen, daß sie noch zu retten ist.“

„Auch das noch,“ sagte Ebba leise und nach einem Halt suchend, griffen ihre Hände ins Leere — sie sank ohnmächtig zu Boden. —

Die Baronin Rotenstein war aber nicht mehr zu retten, unter unsagbaren Schmerzen hauchte sie in den Armen ihrer Tochter ihren Geist aus. Kaum war das vorüber, so bekam Ebba einen furchtbaren Blutsturz, sie war jedoch noch fähig, ihrer Kammerfrau den Befehl zu erteilen, an Doktor Bernhof zu telegraphieren, welcher zufolge der Nachricht sofort nach Palermo reiste. Es war ein trauriges Wiedersehen, welches diese beiden jungen Leute feierten. Die Hüllen der geliebten Eltern ließ Ebba in die Heimat bringen, wo sie im Rotensteinschen Erbbegräbnis beigesetzt wurden.

Das junge Mädchen reiste, sobald ihre Gesundheit und Doktor Bernhof es ihr erlaubte, in seiner Begleitung nach Hause. —

Im folgenden Herbst nahm das Erbbegräbniß der Rotensteins auch die letzte ihres Namens, Baronesse Ebba von Rotenstein, in ihr Gewölbe auf.

Einige Tage nach Beisetzung der Leiche wurde ihr Testament eröffnet, welches bestimmte, daß ihr ganzes Eigentum an den Doktor der Medizin Fritz Bernhof fallen sollte. Dem Testamente war ein versiegelter Brief Ebbas beigefügt, dessen Aufschrift lautete: An Herrn Doktor Fritz Bernhof. Nach der Testamentseröffnung ihm einzuhändigen. —

Mit bebender Hand erbrach der junge Mann das Schreiben, als er spät abends an seinem Schreibtisch saß. Er las.

„Mein lieber, teurer Freund, wenn Sie dieses lesen, so trennt uns der Tod, da kann ich Ihnen denn noch einmal alles sagen, was mein Herz bedrückt. Ich habe das Vermächtniß meines Urgroßvaters gelesen, ich selbst, denn ich habe mich, nachdem ich die Papiere von Ihnen zurückerhalten, im Hebräischnen unterweisen lassen. Und der Name, den Sie geschwärzt — ich habe ihn gelesen! — Nach vieler Mühe und verschiedenen Versuchen habe ich ein Mittel gefunden, welches die Druckerschwärze so entfernt, daß die Schrift darunter nicht beschädigt wird. Der Name — ja, der Name. Ich habe viel gelitten, seit ich ihn kenne und doch, wie froh, wie glücklich bin ich, daß ich ihn erfahren, daß ich, wenn auch nur in geringem Maße, sühnen kann, was durch meinen Vorvater an Ihnen verschuldet ist, an Ihnen, den so edel, so hochherzig Gesinnten. Ja, ich habe Sie erkannt im ersten Augenblick unseres Zusammenseins.

Ein warmes Gefühl in meinem Herzen sagte mir: Hier stehe still, hier findest Du den, den Du über alles hochhalten, lieben sollst und — ich folgte diesem Gefühl nur zu gern. Sie haben mir das einzige Glück auf Erden gebracht, ich durfte Sie sehn, Sie lieben, ohne daß Sie es ahnten. Wie hätte ich so vermessen sein können, ich, die dem Tode geweihte, Ihnen diese innige, treue und heiße Liebe zu zeigen? Und wenn meine Seele sich an dieser Liebe verzehrte, es wäre mir ein süßes Wohlgefühl gewesen. Vergeben Sie, um meinetwillen. Alles, was ich habe, gebe ich Ihnen wieder, nur — Verzeihung! Mein Urgroßvater hatte Recht, als er sich der Worte Mose erinnerte: Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Dieser Fluch lastete auf uns. Mein Großvater erblindete vollständig als noch junger Mann. Wie es meinen armen Eltern erging, wissen Sie. Mein ältester Bruder erschoss sich vor einigen Jahren, nicht, wie die Leute sagen, im Versehen, o nein, er war ein Spieler — es geschah am Spieltisch. — Von meinem zweiten Bruder wissen die Leute, daß er vom Pferde gestürzt ist, das aber ist Ihnen fremd, daß er so angetrunken war, daß er auf dem Pferde nicht sitzen, und es noch weniger in der Gewalt haben konnte.

Als Sie das erstemal bei mir waren, fragten Sie mich, was die Veranlassung zum Blutsturz gegeben, ich schwieg.

So hören Sie denn, jetzt will ich Ihnen nichts mehr verschweigen. Mein Bruder war am Morgen vollständig angetrunken zu mir gekommen und verlangte, ich sollte mit ihm einen Besuch in einer höchst achtbaren Familie machen, da ich mich weigerte, in seiner Begleitung an dem Tage

mich sehn zu lassen, erhob er die Reitgerte, die er gerade in der Hand hielt, um sie auf meinen Rücken niederzusenken zu lassen. Als er zum zweiten Schlage aushob, trat zum Glück mein Kammermädchen ein, welcher ich vor dem Eintritt meines Bruders einen Auftrag gegeben hatte, da wandte er sich um und verließ, ohne ein Wort weiter zu verlieren, meine Wohnung. Kaum war er fort, so quoll das Blut aus meinem Munde.

So hat sich der Fluch erfüllt. Wir haben schwer gebüßt für die Sünden unseres Vorfaters! — Seien Sie glücklich, so glücklich, wie Sie es in reichstem Maße verdienen, meine Gebete werden erhört werden, denn es ist das Flehen, es sind die Seufzer einer Sterbenden. Und mit meinem letzten Atemzuge will ich beten für den, der meine ganze Seele erfüllt.

Ebba Notenstein.

Still, kaum atmend saß der Doktor an seinem Tisch, was sollte ihm jetzt der Reichtum, da er sie hatte hingeben müssen, sie, die er so grenzenlos geliebt. Ja, die Liebe, die Liebe, die er so oft verspottet, sie war mit verzehrender Gewalt bei ihm eingekehrt, um ihn bitter zu strafen für seine Vermessenheit. Es hatte fast übermenschlicher Anstrengung bedurft, um sie zurückzudämmen bis — ja bis der Tod kam. Am Sterbebette Ebbas gestand er ihr seine Liebe, und glücklich lächelnd kam ihm das Gegongeständnis von ihren blassen Lippen. —

Langsam löste sich eine Thräne von seinen Wimpern und rollte in den langen Vollbart. Er brauchte sich ihrer nicht zu schämen, er weinte sie um ein gestorbenes Glück, um den Fluch der bösen That! —

Doktors Käthe.



## 1. Kapitel.

**W**elch wundervoller Abend! Man mochte sich garnicht zur Ruhe begeben und doch war es schon elf Uhr an einem Juliabend. Die Besucher des Sommertheaters kehrten bereits zurück. Wagen auf Wagen rollte durch die Ritterstraße der Universitätsstadt Dorpat. Zwei muntere Dienstmägde standen plaudernd an einer Hofspforte der genannten Straße.

„Nun, Anne, wie heißt denn Eure neue Bonne, sie thut ja gar so vornehm, daß man sich gar nicht getraut, mit ihr ein Gespräch anzuknüpfen?“

„Käthe heißt sie,“ war die seufzend gegebene Antwort, „ja, Du hast Recht, abscheulich vornehm thut sie. Nun ist sie schon bald zwei Wochen bei uns und man hat noch nicht erfahren, wo sie vorher in Dienst gestanden, ob ihre Eltern noch leben, wo und was es für Leute sind, kaum drei Worte hat sie mit uns geredet.“

Anne war Küchenmagd bei Doktor Bontz, einem vielbeschäftigten Arzt in Dorpat, der in jenem Hause der Ritterstraße das erste Stockwerk bewohnte. Wollen wir

uns nun, lieber Leser, nach der genannten Rätke umsehn, die so vornehm thun soll. Wir treten in ein geräumiges Schlafzimmer. In der Mitte dieses Raumes befindet sich ein viereckiger Tisch, über dem eine Hängelampe ein angenehmes, etwas gedämpftes Licht verbreitet. Die weitere Einrichtung besteht aus vier Betten, Schrank, Komode, Waschtisch und einigen Stühlen. Es ist das Kinderzimmer bei Doktor Bong. Ruhig schlummernd liegen drei Kinder in den Betten, die rosigten Bäckchen tief in die weißen Kissen vergraben.

Rätke, die Bonne, sitzt am Tisch und liest mit glühenden Wangen in einem Band von Schiller. Sie hat den edel geformten Kopf mit dem welligen kastanienbraunen Haar, welches in einem schlichten Knoten am Hinterkopf befestigt ist, in die Hand gestützt und die Strickarbeit ruht müßig im Schooß. — Bei einem Geräusch, welches vom Gang her zu ihr dringt, hebt sie die von dichten, langen Wimpern befranzten blauen Augensterne, schnell birgt sie das Buch in der Tischschublade, schlingt eilig ein leichtes Tuch über den glänzenden Scheitel und kaum ist ihr Gestrick wieder im Gang, als die Thür behutsam von außen geöffnet wird und auf der Schwelle die Dame des Hauses, Frau Doktorin Bong in glänzender Theatertoilette erscheint. Freundlich nickt sie Rätke zu, die, aufgestanden, ihr an die Betten der Kinder folgt. Die Mutter hält sich bei den beiden Mädchen nicht lange auf, bei dem Knaben, dem Kleinsten, verweilt sie jedoch länger.

„Hat Theo viel gehustet?“ lautet ihre besorgte Frage.

„Nein, Frau Doktor, fast garnicht, er war auch am Abend recht munter,“ war die Antwort.

Befriedigt von diesem Bescheid haucht die Doktorin noch einen leichten Kuß auf die reine Stirn der kleinen Schläfer und verläßt nach einem zärtlichen Blick auf dieselben das Zimmer.

Käthe war die Tochter einer armen Witwe, die den Gatten, der Landarzt gewesen, früh verloren hatte.

Sie war mit dem fünfjährigen Töchterchen fast vollständig mittellos zurückgeblieben; Doktor Bendorf, Käthes Vater, hatte der Witwe ein geringes Kapital hinterlassen, so daß sie sich sehr einschränken mußte, um ihrer Tochter eine gute Bildung geben zu können. Sie zog mit Käthe in die Stadt und widmete sich ganz der Erziehung ihres einzigen Kindes. — Käthe machte nach beendetem Schulkursus ein hervorragend glänzendes Examen und bemühte sich sofort um eine passende Stelle als Erzieherin, fand jedoch keine, da man sie überall für zu jung erachtete. Viel bittere Thränen vergoß Käthe zu jener Zeit, die Mutter hatte fast alles für die Erziehung ihres Lieblinges hingegeben und die Not klopfte bereits manchmal recht deutlich an der Witwe Thür.

Eines Tages fiel Käthe ein Blatt der „Neuen Dörptschen Zeitung“ in die Hände und in demselben fand sie eine Stelle für eine Bonne angezeigt; kurz entschlossen eilte das junge Mädchen in die Ritterstraße zu der Frau Doktor Bong und zu ihrer größten Freude engagierte dieselbe sie sogleich für ihre Kinder.

Käthe lebte sich bald ein in dem fremden Hause und in die ihr fremden Verhältnisse, obgleich es ihr gewiß nicht leicht wurde, die Rolle einer Dienstmagd zu spielen, doch tapfer schluckte sie manches Wort, manche Thräne hinunter, that sie es doch für die geliebte Mutter.

---

## 2. Kapitel.

Doktor Bong hatte einen Sohn erster Ehe, der schon älterer Student war und jetzt zum Examen arbeitete. Er war ein munterer, hübscher, junger Mann, der sich mit seiner Stiefmutter gut verstand und seine kleinen Geschwister sehr lieb hatte. Er studierte Jura und versprach ein recht bedeutender Rechtsgelehrter zu werden.

Käthe war ins Haus gekommen und hatte Victor, den Studenten, in den ersten Tagen garnicht gesehn, nur die Kinder plauderten ihr so viel von ihm, daß sie ihn schon kannte, bevor er ihr noch zu Gesicht gekommen, doch er bemerkte die neue Bonne nicht, sie war für ihn nicht da und das war ihr so recht, so wenig wie möglich bemerkt werden, das war ihr größter Wunsch.

Eines Sonntags erhielt Käthe die Erlaubnis, am Nachmittag auf ein paar Stunden auszugehn. Sie eilte zur Mutter, die wahrscheinlich schon manche Thräne vergossen hatte vor Sehnsucht nach ihrem Liebling.

Frau Bendorf bewohnte nur ein Zimmer, welches sie aber recht behaglich eingerichtet hatte und dort ihren Erinnerungen und Hoffnungen lebte. Jetzt war Käthe noch sehr jung, achtzehn Jahr alt, doch wurde sie erst älter und Gouvernante in einem guten Hause, dann mußte sich ja für ihren Liebling ein guter Mann finden, sie war ja so hübsch, so klug und so gut. Und war ihr Herzblatt erst versorgt, dann wollte Frau Bendorf ja gern sterben, nur das wollte sie noch erleben.

An jenem Sonntage nun kam Käthe zum ersten Mal zum Besuch in das bescheidene Stübchen ihrer Mutter. Es war eine zärtliche Begrüßung und die Mutter konnte

nicht umhin, eine Thräne in ihrem Auge zu zerdrücken, als Käthe ihr ihren ersten Monatslohn einhändigte.

„O Käthe,“ schluchzte Frau Bendorf, „brauchte ich nur das Geld nicht zu nehmen.“

„Aber Mutterchen, was soll ich denn mit dem Gelde, ich brauche ja keins.“

Und lächelnd küßte sie der Mutter die Thränen aus den Augen.

Nachdem beide Frauen sich nun gesetzt und ihre Arbeiten vorgeholt hatten, nahm die Doktorin das Gespräch wieder auf:

„Nun, Käthchen, erzähle mir, wie es Dir in der langen Zeit ergangen, vor allen Dingen, gefällt es Dir im Hause des Doktor Bong?“

„Ja, Mutter,“ sagte das junge Mädchen, indem sich ihr langsam Gesicht und Nacken rot färbten, „alles gefiele mir gut, nur der junge Bong gefällt mir nicht,“ und Thränen des Zornes verdunkelten ihr hübsches Auge und finster zogen sich ihre schön gezeichneten Brauen zusammen.

Ein erstaunter Blick fiel auf Käthe und für einen Augenblick ruhten die Hände der alten Dame mit der Strickarbeit müßig im Schooß. Dann, indem sie die Arbeit wieder aufnahm, fragte Frau Bendorf: „Aber, liebes Kind, ich begreife nicht, warum denn so zornig, Du hast ja meines Wissens mit dem jungen Mann absolut nichts zu thun, oder“ — kam es zögernd über ihre Lippen, indem ein forschender Blick über die Tochter hinglitt, „ist er unhöflich gegen Dich gewesen?“

„Mehr als das, Mutter,“ berichtete Käthe grollend, „beleidigt hat er mich, ich will Dir nur den ganzen Her-

gang erzählen. Als ich soeben, um her zu kommen, das Haus verlassen wollte, begegnete mir Herr Victor auf der Treppe mit noch zwei Studenten, alle drei in recht angeheitertem Zustande. Er muß mich wohl nicht erkannt haben, denn er sah mich an und ehe ich mich's versah, hatte er den einen Arm um mich geschlungen und kniff mich in die Wange. Ich stieß vor Schreck einen Schrei aus und mit lautem Gelächter zogen alle drei hinauf in Herrn Victor's Stube."

Frau Bendorf stieß einen schweren Seufzer aus.

"Nur Geduld, mein Kind, es werden ja auch für uns bessere Zeiten kommen. Ist es Dir recht schwer ums Herz und kommt Dir Deine jetzige Stellung zu demütigend vor, dann denke an Deine Mutter, Du erträgst ja alles für sie und der liebe Gott wird Dir das einst vergelten, vertrau nur auf Ihn!" —

---

### 3. Kapitel.

Wochen und Monate sind verstrichen. Es ist vor Weihnachten und die Examen auf der Universität ziemlich zu Ende. Victor hat ein ausgezeichnetes Examen hinter sich und Freude herrscht infolgedessen in seiner ganzen Familie.

"Lieber Mann," sagte eines Abends die Doktorin zu ihrem Gatten, „denkst Du nicht auch, daß wir einen Tanzabend arrangieren zu Ehren Victor's? Jetzt müssen wir, nach meiner Ansicht, doch auch daran denken, daß Victor eine passende Partie macht und da habe ich überlegt, eine solche wäre Emmy Wegner, sie ist ein hübsches Mädchen, dabei nicht dumm und bringt in die Ehe ein Vermögen von

80 000 Rubel, was gewiß nicht zu verachten ist, laß hören, wie denkst Du über meinen Vorschlag?“

Überrascht blickte Doktor Bong seine kluge Frau an.

„Emmy Wegner,“ wiederholte er in gedehntem Ton, indem er eine komische Grimasse machte, die seine Frau jedoch nicht zu bemerken schien. „Sieh da,“ fuhr er dann belustigt fort, indem er die Asche bedächtig von seiner Zigarre streifte, „woran die Weiber nicht alles denken, ja, ja, freilich, Du magst wohl Recht haben, aber weißt Du denn auch, daß Victor gerade Fräulein Wegner will?“

Eine flüchtige Röte überzog für einen Moment das hübsche Gesicht der Doktorin, doch sie faßte sich sofort und entgegnete mit fester, ruhiger Stimme:

„Laß mich nur machen, es soll schon Alles in gute Ordnung kommen.“

Und was Frau Doktor Bong sich vornahm, das führte sie auch durch.

In den Weihnachtsfeiertagen fand ein Tanzabend beim Doktor Bong statt.

Schon einige Tage vorher hatten alle Diensthoten vollauf zu thun, um alles für den betreffenden Abend vorzubereiten, nur Käthe wurde nicht belästigt, sie blieb zu ihrem stillen Behagen bei den Kindern, um dieselben zu beaufsichtigen. So hoffte sie auch am Ballabend im Kinderzimmer bleiben zu dürfen, doch es kam anders als sie dachte.

Das Stubenmädchen wurde am Morgen krank und konnte nicht helfen, da kam denn die Doktorin in ihrer Verlegenheit schon in vollem Staat ins Kinderzimmer und gab Käthe den Auftrag, sich bereit zu halten, sie müsse helfen, den Thee und die Früchte herumreichen.

Brennendes Rot überflog bei dieser Weisung Käthes hübsches Gesicht, sie senkte erschrocken das Köpfchen und preßte die kleine Hand aufs stürmisch klopfende Herz, schwer ging ihr Atem und ihre Augen füllten sich mit Thränen, doch tapfer kämpfte sie diese Schwäche nieder. Das Bild der geliebten Mutter stand vor ihrer Seele. „Gut, Frau Doktor,“ gab sie mit ruhiger Stimme zur Antwort

Frau Doktor Bonz wandte sich zu Käthe und sah in ein ruhiges gefasstes Gesicht.

„Doch, es ist Zeit, eilen Sie, mit dem umkleiden,“ und die schöne Frau rauschte hinaus. Käthe blieb keine Zeit zum Grübeln, schnell kleidete sie sich um und zur bestimmten Zeit trat sie, wenn auch zuerst mit etwas zagenden Schritten, das große Theebrett auf den Händen, in den hell erleuchteten Saal.

Vielfach hörte sie Bemerkungen über sich laut werden, doch unbeirrt schritt sie weiter. Ein älterer Herr, der neben Victor saß, sah Käthe im Vorübergehen scharf an und bemerkte mit einer unangenehm klingenden lauten und scharfen Stimme zu seinem Nachbarn:

„Nun, Bonz, wie ich sehe, äh — Ihre Eltern — äh — haben da ja ein blitzsauberes Mädchel im Hause — äh — da halten Sie nur Ihr Herz fest — äh — daß es Ihnen nicht durchgeht — äh! —“

Und während dieses unartigen Scherzes mußte Käthe dem Herrn stand halten, der sich durchaus nicht eilte, Zucker und Citrone in seinem Thee zu thun, sondern sich an der Verlegenheit des jungen Mädchens weidete. O, wie demütigend, Käthe kämpfte mit den Thränen, sie wäre am liebsten in den Erdboden gesunken und geflohen weit, weit

fort von hier. Nun fiel auch Victor's Blick auf sie und ein plötzliches Erkennen malte sich in seinen Zügen. War das nicht das Mädchen, welches er im Übermut vor längerer Zeit einmal so erschreckt hatte? Jetzt trat sie mit dem Theebrett zu ihm.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er freundlich, indem er eine Tasse nahm. Ihr Antlitz blieb ernst und unbewegt, was für Gedanken mochten sich hinter dieser weißen Stirn kreuzen? — Wie hübsch sie war, es war schade um sie, so jung und in solch einer Stellung, wie unangenehm mußte sie der häßliche Scherz des alten Gecken berührt haben. Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten Victor, doch er, als Sohn des Hauses durfte nicht lange seinen Grübeleien nachhängen, er wandte sich zu den jungen Damen, welche ihn ohne Ausnahme gern kommen sahen.

Emmy Wegner war eine hübsche kleine Brünnette, deren Hauptfehler darin bestand, daß sie gar zu viel Selbstbewußtsein besaß, doch war sie klug genug, diesen häßlichen Charakterfehler zu verstecken. Auch heute verstand sie es, sich von ihrer vorteilhaftesten Seite zu zeigen. Liebenswürdig und unterhaltend, verstand sie es, Victor allmählich in ihre Netze zu ziehen und ehe es zur Tafel ging, hatte er das entscheidene Wort gesprochen. Jetzt konnte er nicht mehr zurück. Emmy flog sofort in das anstoßende Zimmer zu ihrer Mutter und teilte derselben, was geschehen, mit, als auch Frau Doktor Bong hinzutrat, wurde das Eisen geschmiedet so lange es heiß war, beim Souper wurde die Verlobung veröffentlicht, Alles ging ja prächtig, ganz nach den Wünschen der beiden Frauen.

Emmys Vater war Kaufmann, er hatte ganz mittellos

angefangen, doch vom Glück begünstigt, brachte er es mit der Zeit zu einem recht großen Vermögen. Er, sowohl wie seine Frau entstammten einer ungebildeten Familie, waren sehr eitel, was ihr einziges Kind anbetraf und fanden alles schön und bewundernswert, was Emmy that. Die Eltern waren mit ihrem Kinde auf der Pariser Weltausstellung gewesen, es hatte sich aber auch auf dem Eiffelturm kein Mann für ihr Emmchen gefunden, und nun sollten ihre Wünsche sich so glänzend erfüllen, in eine der ersten Bitteratenfamilien Dorpats sollte Emmy heiraten, das stieg doch der einfachen Frau zu Kopf. —

Emmy Wegner war in Dorpat eine allgemeine bekannte Erscheinung. Nach ihrer Pariser Reise führte sie in Studentenkreisen nur noch den Namen: „Emmchen vom Eiffelturm.“

---

#### 4. Kapitel.

Victor fühlte sich am Morgen nach seiner Verlobung recht ernüchtert. Was hatte er gethan, liebte er das Mädchen, dem er die Ehe versprochen? Nein, und abermals nein, er liebte freilich auch keine andere, sein Herz war noch völlig frei, doch, konnte er sich ohne Liebe binden, würden nicht die bittersten Selbstvorwürfe ihn mit der Zeit quälen, was sollte daraus werden? War das nicht eine fortlaufende Lüge, er, der so streng auch in jeder Kleinigkeit bei der Wahrheit blieb, er sollte lügen, nimmermehr, noch heute mußte die unglückliche Verlobung gelöst werden, um jeden Preis. Erregt durchwanderte Victor seinen kleinen Salon, indem er halblaute Worte vor sich hin murmelte. Dann

verfügte er sich zu seiner Mutter, dieser mußte er erst reinen Wein einschenken.

Nachdem Viktor der Mutter genau die Sachlage dargestellt hatte, sagte Frau Doktorin Bong überlegen lächelnd:

„Lieber Viktor, mache Dir deswegen keine Gedanken, die Liebe kommt nach, laß Dir fürs Erste genügen, daß Du solch einen Goldfisch gefangen und denke nicht weiter darüber nach, sondern genieße das Glück, das Dir so hold lächelt, nur keine Thorheit, mein Junge, denke an die 80,000 Rubel.“

Mit immer steigendem Erstaunen hatte der junge Mann den Worten der Mutter gelauscht. Er, einen Goldfisch gefangen, nein, der Goldfisch hatte ihn gefangen. Er sollte — nein, das war ja unmöglich, das konnte niemand von ihm verlangen. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, verließ er die Doktorin. Dieselbe schaute ihm lächelnd nach.

„Überspannte Ideen,“ flüsterten ihre Lippen vor sich hin, „ich habe ihn jedoch überzeugt.“

Als Viktor, um die Wohnung der Eltern zu verlassen, das Speisezimmer betrat, traf er Käthe daselbst an, mit dem reinigen und zählen des Silbers beschäftigt. Unwillkürlich hemmte er den Schritt, wie sah sie heute so traurig aus, er mußte sie nach ihrem Befinden fragen.

„Sind Sie nicht gesund, Käthe, Sie sehen so blaß aus?“

Glühende Röthe bedeckte sofort ihr eben noch so bleiches Antlitz.

„Nein, Herr Bong, ich fühle mich vollständig wohl,“ war die in etwas abweisendem Ton gegebene Antwort.

„Käthe, sind Sie mir noch böse — ich meine — wegen unserer Begegnung im Sommer auf der Treppe?“ Die

Worte kamen zögernd über seine Lippen, doch schnell fügte er hinzu, indem er ihr die Hand reichte, „tragen Sie mir mein damaliges Betragen nicht nach, ich war damals in übermütiger Stimmung und that Unrecht, Sie so zu erschrecken.“

Lächelnd legte Käthe ihre Finger in Victor's Hand.

„Ich zürne Ihnen nicht mehr, Herr Bongz,“ sagte sie einfach.

Schnell verließ nun der junge Mann das Zimmer, um sich zu Wegners zu begeben. Käthe blieb mit den widerstreitendsten Empfindungen bei der Arbeit zurück. War er als neugebackener Bräutigam so glücklich, daß er sich herbeiließ, einer einfachen Magd seine Entschuldigung zu machen, oder war sein Gerechtigkeitsgefühl ein so ausgebildetes, daß er es nicht ertrug, sich bei ihrem Anblick immer den Vorwurf machen zu müssen: Sie muß Dich für etwas ganz anderes halten, als was Du bist! —

Die meisten Landsleute Victor's hatten Dorpat zu den Ferien verlassen, nur ab und zu sah man einen Farbedeckel auftauchen. Am Abend desselben Tages nun trafen sich die noch anwesenden Studenten in der akademischen Musse, um ein gemütliches Plauderstündchen daselbst abzuhalten. Als die Unterhaltung bereits im besten Gange war, trat noch ein junger Mann ein: „Habt Ihr denn schon das Neueste gehört,“ rief er noch von der Schwelle her den Kommilitonen entgegen.

Fragend richteten sich sofort aller Blicke auf ihn.

„Unser Bongz hat sich gestern abend mit Emmchen vom Eiffelturm verlobt.“

„Emmchen vom Eiffelturm!“

„Ist das möglich?“

„Du scherzst!“

„Das ist gewiß ein leeres Gerücht!“

„Der arme Kerl, so hereinzufallen!“

So gingen wir die Ausrufe des Erstaunens und Zweifels durcheinander.

„Und es ist doch so wie ich Euch sage,“ bestätigte nochmals der junge Mann, indem er Platz nahm, „ich bin selbst zugegen gewesen, als die Verlobung gestern abend stattfand.“ —

Victor war, als er Käthe im Speisezimmer zurückgelassen, in sein Zimmer geeilt um Toilette zu machen zu einem Besuche bei Wegners, doch da er einen Gast bei sich vorfand, verschob er den Besuch auf den Nachmittag. Als er seine Karte abgab sagte ihm das Dienstmädchen, auf eine Frage garnicht wartend, das Fräulein sei nicht zu Hause, aber die Frau würde gleich kommen.

Das war nun Victor ganz recht, am liebsten wäre er mit Emmy garnicht mehr zusammengetroffen. Frau Wegner trat ein:

„Nun, lieber Bonz, wir erwarteten Sie schon vor Tisch?“

„Es lag auch in meiner Absicht am Vormittag zu kommen, doch Abhaltungen hinderten mich an der Ausführung meiner Pläne. Mein Besuch gilt übrigens Ihnen, Frau Wegner,“ fuhr Victor in ernstem, ruhigem Tone fort.

Bewundert sah Frau Wegner auf, was sollte die kühle reservierte Haltung, was hatte er ihr Wichtiges mitzuteilen? Aha, wahrscheinlich kam er nochmal des Vermögens wegen.

— Behaglich lehnte sich die reiche Frau in ihren Sessel zurück. „Lassen Sie hören, junger Mann,“ sagte sie freundlich lächelnd, „ich werde schon alles bei meinem Mann ins richtige Geleise bringen.“

„Sie können sich denken,“ begann nun Victor gerade auf sein Ziel lossteuernd, „daß es mir höchst fatal ist, nach eben erst erfolgter Verlobung“ —

„Bitte, bitte,“ erhob hier Frau Wegner Einsprache, „Ihre Frau Mutter war ja heute vormittag hier und hat in Ihrem Namen gesprochen, es ist ganz klar zwischen uns geworden, lieber sich beizeiten aussprechen, als so etwas anstehn lassen.“

Bewundert ließ Victor seine Blicke über die kleine, dicke Frau hingleiten, wie verständig sie war, nein, das hatte er nicht erwartet, schon alles erlebigt, wie angenehm für ihn, seine Mutter mußte doch wohl nach reiflicher Überlegung eingesehen haben, wie unhaltbar ein Verhältnis sein mußte, welches im Rausch geknüpft war und das war es gewesen, dessen war er noch keinen Augenblick so sicher gewesen, wie eben jetzt. Victor erhob sich nun.

„Und Sie zürnen mir nicht, Frau Wegner,“ fragte er treuherzig.

„Keineswegs,“ antwortete die Frau, ihm die Hand reichend, „warum sollte ich Ihnen zürnen, wenn Emmchen es nicht einmal thut, sie sagt, und sie hat immer Recht, der Mensch ist seines Glückes Schmied.“

Erleichterten Herzens hörte Victor diese Worte, o wie so ganz anders hatte er sich diese Auseinandersetzung gedacht, wie peinlich für alle Teile und nun — er hatte ja kaum

ein Wort zu reden gebraucht. Die ganze fatale Angelegenheit war spielend erledigt worden.

„Wollen Sie nicht warten, bis Emmchen kommt?“ tönte Frau Wegners Stimme an sein Ohr, als er sich verabschieden wollte. Er wurde irr an dieser Frau, erst so verständig, ja sogar zartfühlend und nun auf einmal eine solche Taktlosigkeit! Er sollte auf Emmy warten um sie noch einmal zu sehen, wo eine andere Frau ihr Kind weit fortgebracht hätte, um eine Begegnung zu vermeiden. Victor sah nach der Uhr, „schon vier Uhr, ich muß eilen, das Wiedersehen wollen wir auf später verschieben, es wäre doch nur jetzt peinlich für uns beide.“

Freilich, er hatte ganz Recht, überlegte Frau Wegner nachdem er gegangen, o wie ist er doch so zartfühlend, warum hatte sie, Frau Wegner nicht auch einen so idealen Mann bekommen, wie ihre Tochter, doch die konnte ja wohl andere Ansprüche machen, bekam sie doch laut Abmachung eine runde Summe von 80,000 Rubel mit, während sie als barsüßiges Mädchen — ach, was soll man an solch unerquickliche Dinge denken, Schwamm darüber, bin ich doch jetzt die reiche Frau, wenn auch mein Mann, ach, bei weitem nicht so fein und gebildet ist wie mein Schwiegersohn. „Liese, der Anton soll anspannen, den Landauer, ich will ausfahren.“ —

Mit diesen Worten rückte sich Frau Wegner wieder in ihr altes Selbstbewußtsein hinein und eilte sich zu einer Spazierfahrt vorzubereiten.

Als Viktor auf die Straße trat, begegnete er einem seiner Landsleute, Graf Karpinskiy.

„Nun, Vong, Du kommst wohl von Deiner Braut?“ fragte der junge Mann lächelnd, indem er seinen Arm unter den Viktors schob.

„Ich — ja“, war die etwas zerstreute Antwort, „ich habe meine Verlobung aufgelöst!“ —

„Ah—h“ — es kam fast in bewunderndem Tone über des Freundes Lippen, dann erschien ein schelmisches Lächeln auf seinem runden, feisten Gesicht, welches einen außerordentlich gutmütigen Eindruck machte durch die Grübchen in Kinn und Wangen.

Nach Hause zurückgekehrt, trieb es Viktor zu seiner Mutter. „Ich danke Dir, Mama, daß Du das Unangenehme für mich bei Wegners abgemacht hast.“ Er zog die Hand der Mutter an seine Lippen.

Zufrieden lächelte die Doktorin. „Hast Du Dich deswegen auseinandergesetzt, nun, das ist schön, man muß das Unangenehme immer sobald als thunlich abmachen und damit nie zögern.“

Es war bestimmt worden, daß Viktor noch auf einige Zeit ins Ausland reisen sollte, um sich an den verschiedenen Universitäten Deutschlands umzusehen und aus einem solchen Aufenthalt Nutzen zu ziehen. Nun betrieb unser junger Freund diese Reise mit großem Eifer, packte, kramte, ordnete seine Angelegenheiten, machte Besuche und nach einigen Tagen schon stand er reisefertig, von seiner Mutter begleitet, auf dem Bahnhof.

„Bitte, liebe Mama, schicke diesen Brief zu Wegners.“

Damit entnahm er noch im letzten Augenblick ein Briefchen seiner Brusttasche und übergab es seiner Mutter.

„Gern, mein Sohn,“ erwiderte die Doktorin, indem sie das Schreiben in Empfang nahm.

Wohl noch ein letztes Abschiedswort, er scheint sie doch gern zu haben, es wird schon noch alles gut werden, und beruhigt begab sich Viktors Stiefmutter nach Hause.

---

### 5. Kapitel

Frau Wegner hatte das „später“ aus Viktors Mund anders verstanden. Es wurde am Abend zum Thee auf ihn gewartet, desgleichen am folgenden Tage, immer vergeblich. Emmy vergoß Thränen verletzter Eitelkeit, sie war Braut, alle Welt wußte es, und nie sah man sie am Arme des Bräutigams spazieren gehen.

Nach vier Tagen endlich kam Käthe mit einem Briefchen von Viktor an Frau Wegner. Dieselbe hieß das Mädchen warten und zog sich zurück, um unbeobachtet lesen zu können, da diese Prozedur bei ihr immer sehr langsam von statten ging und sie mit der deutschen Orthographie stets auf dem Kriegsfuß stand.

Der Brief enthielt nur wenige Zeilen, war aber dazu angethan, um einen argen Sturm von Seiten der Hausfrau heraufzubeschwören.

„Geehrte Frau! Ihnen und Familie das beste Wohl-  
ergehen wünschend, verabschiede ich mich gleichzeitig, da ich  
auf längere Zeit ins Ausland reise. Viktor Bong.“

Das war doch unerhört. Emmy hatte über die Schulter der Mutter in den Brief gesehen, jetzt huschte sie ins Vorzimmer, wo Käthe wartete:

„Wo ist denn Herr Viktor hingereist?“

„Nach Deutschland.“

„Aber wann denn?“

„Gestern Abend.“

Thränen stürzten aus Emmys Augen, sie wandte sich schweigend um und verließ den Flur.

Räthe eilte nun zu ihrer Mutter: „O Mama, wie schlecht sind doch die Menschen“, und nun erleichterte das junge Mädchen ihr Herz, das noch ganz unter dem Eindruck der eben erlebten Scene bei Wegners stand.

„Denke Dir nur, Mutterchen, sitzen hat er sie gelassen, regelrecht sitzen gelassen, er ist ins Ausland verduftet, o wie furchtbar, das arme, arme Mädchen.“ Und Thränen des Mitgeföhls verdunkelten ihre sonst so klaren Augen.

„Ja, liebes Kind,“ ließ sich jetzt die Mutter vernehmen, „das war gewiß nicht hübsch von ihm, doch siehst Du denn so ganz klar in dieser Sache, vielleicht hat er schon vorher mit der Braut Alles verabredet, oder die Verhältnisse liegen so, daß er nicht anders konnte?“

„O nein, nein, Mamachen, glaube mir, es ist schon so, wie ich Dir sage.“

„Nun, meine liebe Räthe, und hat er wirklich so schlecht gehandelt, so mußt Du nach ihm nicht andere beurteilen, es giebt auch sehr, sehr gute Menschen, ich habe das in meinem Leben zu oft schon erfahren.“

Sanft strich die alte Frau der Tochter über das weiche Haar, indem sie sie liebevoll anblickte und zärtlich drückte dieselbe die liebe Hand an ihre Lippen. —

Frau Wegner hatte erwartet, daß die Doktorin Bong sie besuchen würde, um sie und die Tochter über das sonder-

bare Benehmen des Sohnes aufzuklären. Doch ihr Warten war vergebens, die Doktorin war Präsidentin des Hilfsvereins und dort sehr in Anspruch genommen, außerdem verkehrte sie nicht mit Wegners, der Umgang behagte ihr, der feinen Frau nicht, mit der Braut des Sohnes hätte es sich ja ganz gut gemacht, nur ihre Eltern!

Gleichzeitig setzte Frau Doktor Bong voraus, daß zwischen Viktor und Emmy ein reger Briefwechsel bestand und erwartete nun, daß Emmy sie besuche, da dieses nun aber auch nicht geschah, so sahen sich die Damen garnicht, denn Frau Wegner fühlte sich zu gering behandelt, sie die reiche Frau und auch Emmy wollte von der Doktorin nichts wissen, diese war doch wohl nur verantwortlich zu machen für Viktors Benehmen. O wie wollte sie es ihn büßen lassen, daß er sie so gekränkt, zu ihren Füßen sollte er liegen und um Vergebung flehen, dann, ja dann erst wollte sie ihn erhören, dann Verzeihung spenden. Denn die 80,000 Rubel würde er doch gewiß nicht im Stich lassen.

Käthe kam ihren Pflichten in alter Weise nach, sie fleidete die Kinder an, begleitete die Mädchen zur Schule, ging mit ihnen spazieren und spielte mit dem kleinen Theo.

Doch diese Beschäftigung, so lieb sie auch die Kinder hatte, sagte ihr immer weniger zu. Die Mutter bemühte sich redlich um eine Gouvernantenstelle für sie, bisher freilich erfolglos, doch endlich, nachdem sie beinahe zwei Jahr im Bongischen Hause gelebt, bekam sie die Gouvernantenstelle bei den zwei Töchtern des Fürsten Schwarzenfels durch die Empfehlung der Familie des Barons, auf dessen Gut sie früher, zu Lebzeiten des Vaters, ihre Heimat gehabt.

Nun war endlich ihr heißester Wunsch erfüllt, sie hatte

eine standesgemäße Beschäftigung gefunden. O, wie glücklich war sie, obgleich in den Freudenbecher auch ein Tropfen Wehrmut fiel. Sie sollte nicht nur die Bongsche Familie verlassen, die sie so lieb gewonnen, sondern was ihr noch viel schwerer wurde, sie mußte sich auf ein Jahr von der Mutter trennen, denn die Familie des Fürsten reiste auf ein Jahr ins Ausland in ihrer Begleitung.

---

### 6. Kapitel.

Drei Monate nach der Abreise Käthens erhielt Frau Bendorf den ersten ausführlichen Brief von ihrer Tochter, dieselbe schrieb:

„Mein liebes, gutes Mütterchen! Schon drei Monate bin ich fort aus Dorpat und bis jetzt hast Du nur flüchtige Berichte über unsere herrliche Reise erhalten. Nun laß mich Dir im Zusammenhange erzählen, wie es mir ergangen. Meine Zöglinge, zwei junge liebreizende Geschöpfe, Wanda und Nissa sind Zwillinge von fünfzehn Jahren, sehen einander zum Verwechseln ähnlich, hellblond und blauäugig. Nur im Temperament äußerst verschieden. Wanda ist ungemein träumerisch angelegt, sehr ernst und vernünftig, während in Nissa der Schalk an allen Ecken und Enden steckt. Während Wanda am liebsten ernste, gediegene Musik hört, mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen einer Symphonie Beethovens lauscht, von vorzüglicher Kapelle in einem Konzert meisterhaft aufgeführt, gähnt Nissa verstohlen ihr zur Seite. Hört letztere jedoch einen Straußschen Walzer, so prickelt es ihr in den Füßen und jede Faser in ihr atmet Freude und Lebenslust.

Schön sind sie beide in der Begeisterung für Musik, doch temperamentvoll nur Nissa.

In Petersburg kam ich glücklich an und wurde von der Gesellschafterin der Fürstin, Mademoiselle Bonmot auf dem Bahnhof empfangen. Einige Tage darauf verließen wir die russische Hauptstadt und wandten uns vorerst nach Italien. O, Mamachen, wie schön, wie schön ist doch Gottes weite Welt! Wir genießen jetzt noch die Freiheit in vollen Zügen. Der Unterricht soll erst mit dem nächsten Monat beginnen, wo wir uns für den Winter in Berlin niederlassen werden. Aus Italien ging es in die Schweiz. Unglaubliches leisteten wir dort im Besteigen der Alpen, so viel wie möglich zu Fuß, immer wir drei in Begleitung eines Führers. Die Fürstin ist leidend und verbringt fast den ganzen Tag in ihren Zimmern in Gemeinschaft ihrer Gesellschaftsdame, die, nebenbei gesagt, kein Wort deutsch kann, aus welchem Grunde denn in ihrer Gegenwart natürlich immer französisch konversiert wird. Wir entschädigen uns dann auf unseren Ausflügen und plappern viel und nur deutsch. Aus der Schweiz ging es längs dem Rhein von Schaffhausen an, immer weiter bis Straßburg, dort verließen wir den Strom und gingen nach Frankreich, besuchten Metz, die alte Krönungsstadt Reims, Paris und Versailles. Dann ging es wieder nach Deutschland und zwar direkt hierher nach Dresden, hier wollen wir etwa zwei Wochen bleiben und dann für den Winter nach Berlin übersiedeln.

Seit drei Tagen sind wir hier und gleich am ersten Tage hatte ich eine Begegnung, welche mir höchst fatal war. Wir durchstreiften mit meinen Zöglingen natürlich

gleich die Stadt und besuchten die Bildergalerie. In einem kleineren Saal trafen wir vor der siztinischen Madonna einen Maler vor seiner Staffelei sitzend. Ohne ihn weiter zu beachten, betrachteten wir uns das großartige Gemälde und schickten uns dann an, den Raum zu verlassen. Kaum jedoch hatten wir einige Schritte gethan, als wir einen lauten Ausruf des Erstaunens vernahmen. Der Maler schob seinen Stuhl zurück und raffte eilig seine Malutensilien zusammen. Unterdessen verließen wir den Saal und wanderten nun von Gemälde zu Gemälde weiter. Plötzlich itieß mich Nissa in ihrer lebhaften Weise an:

„Fräulein Bendorf,“ flüsterte sie mir zu, „sehen Sie nur, der Maler verfolgt uns, ist das nicht ein interessantes Abenteuer, er sieht nur Sie und nicht die Bilder an. Er will Sie gewiß malen. Vielleicht als Madonna!“ Schelmisch lächelnd sah sie mich an, unwillkürlich richtete nun auch ich meine Blicke, als wir ihm nun begegneten, auf ihn und nun war auch meine Überraschung groß, denke Dir nur, Mamachen, jener Maler war kein anderer, als der junge Bonz, Victor Bonz, der seine Braut sitzen gelassen hat. Freilich sieht er jetzt etwas anders aus, als damals in Dorpat. Er kommt mir noch größer, noch breitschulteriger und noch eleganter vor als früher, doch wenn ich ihn ansehe, so stört mich immer ein Bild, welches dann lebhaft vor mein geistiges Auge tritt, das Bild seiner armen, von ihm verlassenen Braut und dann bin ich so böse, so böse auf ihn, daß ich ihn am liebsten schelten möchte wie einen ungezogenen Schulbuben, der Strafe verdient hat. Herr Bonz trat nun auf mich zu, und indem er mir die Hand reichte, rief er: „Räthe wo kommen Sie denn her?“

Das war mir aber doch etwas zu viel Wohlwollen seinerseits. Ziemlich frostig mag wohl meine Antwozt geflungen haben: „Ich bin nicht mehr Doktors Rätke, sondern Fräulein Bendorf, Gouvernante im Hause des Fürsten Schwarzenfels.“

„O, ich bitte sehr um Entschuldigung,“ entgegnete er, indem er sich höflich verneigte, doch denkst Du, Mamachen, daß er nur im Geringsten verlegen geworden wäre? Pfui, er dachte auch nicht daran, er erkundigte sich nur, wie sich die Verhältnisse so geändert hätten, war allerdings von meinen Berichten höchst überrascht, doch auch jetzt merkte man ihm keine Spur von Befangenheit an. Diese Begegnung war mir so unangenehm, daß ich den ganzen folgenden Tag verstimmt war. Wunderbar schön ist diese Reise, aber Du, Du fehlst mir. Könnten wir doch beisammen bleiben, doch das geht ja nicht, wovon sollten wir dann leben? —

Ich danke Dir für Deine Briefe, ach, wie freue ich mich doch jedes Mal so innig, wenn wieder ein Schreiben von Dir, meiner lieben, guten, teuren Mutter kommt.

Lebe wohl.

Deine treue, gehorsame Tochter.

---

## 7. Kapitel.

Die unerwartete Begegnung mit Victor Bontz hatte allerdings Rätke verstimmt. Wohin sie auch ging, überall erwartete sie den Mann zu sehn, der ihre Gedanken ausschließlich in Anspruch nahm. Wenngleich sie sich nicht eingestand, auch nur das geringste Interesse für ihn zu

hegen, so klopfte ihr doch das Herz höher, wenn sie ihm in einem Konzert oder auf einer Promenade begegnete.

In diesen Tagen wurde der junge Fürst Rudolph von Schwarzenfels aus Petersburg erwartet und als er kam, hatten sich die drei Geschwister so viel zu erzählen, daß Käthe am ersten Tage ganz sich selbst überlassen war. Sie saß in ihrer Stube und benutzte die freie Zeit um Briefe zu schreiben. Da stürmte plötzlich Nissa herein.

„Denken Sie sich, Fräulein Bendorf, Ihr Bekannter, Herr Bong, ist ein Landsmann von Rudolph und als letzterer von mir erfuhr, daß jener hier sei, sagte er, er wolle ihn sofort auffuchen und herbringen. Möglicher Weise findet er ihn bald und bringt ihn noch zum Diner mit.“

„Liebe Nissa,“ sagte Käthe sich mit Mühe beherrschend, „Sie sind eine kleine Blaudertasche, warum erzählen Sie Ihrem Bruder von Leuten, die uns doch so garnicht interessieren, ja, die uns sogar unangenehm waren, wie dieser Bong damals in der Bildergalerie!“

Nissa sah die Gouvernante erstaunten Blickes an:

„Unangenehm, o, nicht doch,“ erwiderte sie lebhaft, keineswegs unangenehm, ich finde ihn interessant, ja, sehr interessant. Stellen Sie sich ihn doch vor, von hoher, ebenmäßiger Gestalt, edlen Zügen, schönem Bart und Haar, eleganten Bewegungen, was kann einem da unangenehm sein, im Gegenteil, schön ist er — schön, zum ausstopfen!“

Und mit hellem Gelächter flog sie zur Thür hinaus.

Käthe war verstimmt.

„Was für ein Irrwisch,“ sagte sie vor sich hin, „und doch kann man ihr nicht böse sein. Doch im Ernst, er scheint Eindruck auf sie gemacht zu haben.“

Verächtlich warf das junge Mädchen die Lippen auf, „ja, er macht Eindruck, doch hüte sich solch ein armes Mädchen in seine Netze zu geraten, ich möchte jede warnen, sich nicht, wie ein armer Schmetterling, die Flügel am Licht zu versengen, um nachher Schmerzen zu leiden.“

Während dieses Selbstgesprächs war Käthe erregt im Zimmer auf und ab gewandert, jetzt ließ sie sich wieder am Schreibtisch nieder, um weiter zu schreiben, doch — keine Möglichkeit, Nissa hatte sie gestört und ihr die Ruhe zum Briefschreiben genommen.

Und richtig, Fürst Rudolph hatte seinen Corpsbruder aus Dorpat aufgefunden und stellte ihn seinen Eltern vor, welche den hübschen jungen Menschen mit den eleganten Umgangsformen und Manieren freundlichst aufforderten, sie recht fleißig zu besuchen.

So geschah es denn auch, daß Käthe öfter als ihr lieb war, mit ihm zusammentraf.

O käme doch bald die Stunde der Abreise, wünschte sie sich oft im Stillen, damit sie endlich erlöst würde.

So viel es in ihrer Macht stand, zog sie sich zurück, wenn Victor kam, doch hörte sie später um so energischer durch Nissa sein Lob singen, wie er wieder lebenswürdig gewesen und aufmerksam, o, er hatte sie ganz als erwachsene Dame behandelt, wenn er gleich wußte, daß sie noch nicht konfirmiert war.

---

## 8. Kapitel.

Es war am letzten April. Die Mainacht wurde auf dem Dom in Dorpat nach altem Brauch gefeiert; und was für eine Nacht, so schön war sie seit Jahren nicht gewesen.

Die Luft war so lau und lind, dabei regte sich kein Windhauch, es war, als lauschte die Natur den Klängen der heranziehenden Korporationen.

Hier kam ein Korps auf den Maiplatz an, den Schluß des Liedes „An der Ostsee Strand, liegt mein Vaterland“ singend. Unter dem Schwenken der vorangetragenen Fahne als Begrüßung der bereits Anwesenden und von den anderen Fahnen gleichfalls begrüßt. In der Ferne hört man bereits schon ein anderes Korps näher kommen mit dem Liede „Lustig zieht der Bursch durchs Leben“.

Welch ein fröhliches, munteres Treiben. Die Füsche müssen tapfer auf den Füßen sein, hier Flaschen öffnen, dort Bier schaffen, dabei prasseln lustige Maifeuer am Lagerplatz einer jeden Korporation.

Der Reihe nach singt jedes Korps ein Lied, die einzelnen Bursche besuchen sich untereinander, „reißen“ wohl auch gelegentlich (fordern sich), kurz, alles ist fröhlich und guter Dinge. Füsche springen durch die Flammen und oben auf der Anhöhe steht die malerisch schöne Ruine von bengalischen Flammen erhellt, ein wahrhaft prächtiges Bild. Kopf an Kopf gedrängt steht ringsum das Publikum.

Um zwölf Uhr, nach dem Abzingen des Mailiedes, zu welchem alle Korporationen zusammengetreten sind und gemeinschaftlich mit jauchzenden Stimmen „Der Mai ist gekommen“ in die bereits kühle Nachtluft hinaus geschmettert haben, verziehen sich allmählig alle Anwesenden.

Ein Korps nach dem andern verläßt, mit der Fahne voran, in geschlossenem Zuge den Maiplatz.

Um zwei Uhr bereits liegt die Ruine und die Umgebung derselben in tiefer Ruhe da.

Noch glimmen die Feuer und bei jedem leisen Windhauch fliegt wohl auch ein Funke auf den weiten Platz, mit Knistern und Knacken verlöschend.

Auch erschallt ab und zu der Schritt des Wächters, der, um Unglück zu verhüten, das Auslöschchen der Feuer überwachen soll, doch sonst wird die einförmige Ruhe durch nichts weiter gestört.

Auch Doktor Bong, als Philister der Korporation, in welcher auch Victor mitgelebt hatte, war auf dem Maiplatz gewesen und von den jungen Leuten freudig begrüßt worden.

Bald saß er an einem Tisch mit einigen intimeren Freunden Victor's, vor sich ein Glas dampfenden Punsch's und in anregender Unterhaltung.

Ab und zu trat wohl auch einer zu ihm, um den Doktor zu begrüßen, der, wie man wohl bemerken konnte, ein gern gesehener Gast im Kreise seiner jungen Landsleute war.

An seiner Seite saß Graf Karpinsky. Wie leuchtete heute sein rundes Gesicht, er war, was wohl dem reichlich genossenen Alkohol zuzuschreiben, in rosigster Stimmung.

„Nun, Herr Doktor, wird denn Victor nicht auch einmal heimkehren, ich dünkte, er könnte nun doch nachgerade genug haben, um die fatale Angelegenheit vergessen zu machen!“

„Welche Angelegenheit meinen Sie denn, lieber Graf, ich wüßte nicht —“

„Nun, nun, lieber Doktor, vor mir brauchen Sie es doch nicht zu verhehlen, daß Victor verlobt war, ich wüßte es ja —“

„Verlobt war?“

„Nun ja doch, sagen wir, daß er einen dummen Streich gemacht hatte und hereingefallen war, doch nun ist ja alles wieder gut. Emmchen vom Eiffelturm wird wohl mit der Zeit schon mit ihren 80,000 Rubeln nebst Sockeymütze und anderen Eiffelturmbefreigutensilien irgend einen Krämer finden, der sie anbetet und der gefügigste und gehorsamste Ehemann wird.“

Doktor Bong mußte, trotz seiner Überraschung, aus vollem Halse lachen; doch beschloß er, Karpinsky sofort auf den Zahn zu fühlen. „Was wissen Sie denn davon, Karpinsky, hat Victor Sie etwa zu seinem Vertrauten gemacht?“

„Das gerade nicht, aber es kam so ganz von selbst. Ich ging gerade an der Wohnung bei Wegners vorüber, als Victor heraustrat, ein Wort gab das andere und er teilte mir mit, daß er soeben seine Verlobung mit Fräulein Wegner gelöst habe.“

„Und wann war das?“

„Schon am Tage nach seiner Verlobung.“

„So, so, und teilte er Ihnen sonst nichts weiter mit?“

„Nichts, wir trennten uns bald wieder, Victor schien große Eile damals zu haben.“

Diese Mitteilungen beschäftigten den Doktor den ganzen Abend, er konnte es kaum erwarten mit seiner Frau darüber zu reden.

Als dieselbe am folgenden Morgen die Lage der Dinge durch den Gatten erfuhr, war sie höchst erstaunt, begriff aber manches in Wegners Verhalten.

Nun beschloßen die Eheleute ein wenig zu forschen, um der Sache auf den Grund zu kommen, was hatte Victor

gethan und inwieweit war sein Benehmen in der Stadt bekannt geworden, das mußte man vor allen Dingen in Erfahrung zu bringen suchen, dann erst konnte man ihm darüber schreiben und Aufklärung verlangen.

---

### 9. Kapitel.

Als Graf Karpinsky am folgenden Morgen erwachte, mit allerdings etwas schwerem Kopf, wußte er doch sofort, daß er überflüssiger Weise geplaudert habe. Es that ihm leid, dieses gethan zu haben, hatte doch Victor möglicher Weise, ja wahrscheinlich wohl, dem Vater noch nicht eröffnet, was er, Karpinsky, ihm nun enthüllt hatte.

Wie fatal, wie war das wieder gut zu machen? Wohl am Besten, indem er Victor schrieb, denn der Doktor schien doch bei der Mitteilung von der Lösung des Verhältnisses Victor's aus allen Himmeln zu fallen. Doch heute konnte er nicht schreiben, das war unmöglich. Also auf Morgen! —

Doch auch morgen kam er nicht dazu und so zog sich das Schreiben hin, eine Woche und noch eine Woche, bis er endlich Ernst machte und Victor einen reuevollen Brief schrieb.

Unterdes waren Bontz's die verschiedensten Gerüchte zu Ohren gekommen.

Man war allgemein der Ansicht, Victor habe seine Braut im Stich gelassen aus unbekanntem Gründen und sei heimlich auf und davon über die Grenze.

Einige wollten sogar gehört haben, daß er bereits einen Teil der Mitgift erhalten habe.

Wer jedoch den Kaufmann Wegner näher kannte, widersprach diesem Gerücht, denn derselbe galt für einen sehr vorsichtigen Geschäftsmann.

Nun wollte es der Zufall, daß die Doktorin Bongz Frau Wegner eines Tages auf der Straße traf.

Stolz wollte die reiche Kaufmannsfrau an Victor's Mutter vorüber, doch die Doktorin trat freundlich grüßend an sie heran und bat sie, sie in ihre nahegelegene Wohnung begleiten zu wollen, da sie sich gern über ihr peinliche Gerüchte, die in der Stadt kursierten, mit Frau Wegner verständigen wollte.

Nach einem momentanen Zögern folgte Emmys Mutter und bald darauf saßen beide Damen im Salon der Doktorin und suchten Klarheit in eine so verwickelte Angelegenheit zu bringen.

„Hat unser Victor Ihnen, oder vielmehr Ihrer Fräulein Tochter fleißig geschrieben?“

„Wir haben nicht eine Zeile von ihm erhalten nach seiner Abreise,“ sagte Frau Wegner spitz.

„Oh,“ machte die Doktorin überrascht, „er hat garnicht geschrieben?“

„Sie erinnern sich doch,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „daß ich am Vormittag nach der Verlobung bei Ihnen war?“

„Gewiß, um über die Mitgift meiner Emmy zu sprechen, die wir auf 80,000 Rubel festsetzten.“

Mit welchem stolzem Selbstbewußtsein das hervorgebracht wurde.

„Nun ja,“ kam es etwas unsicher über die Lippen der Doktorin, indem sie angelegentlich ihre gut gepflegten Fingernägel betrachtete, „und nach Tisch war Victor bei Ihnen?“

„Sawohl, der junge Mann kam, wie ich annehmen mußte, da er von einer unangenehmen Pflicht sprach, um anstandshalber nun auch seinerseits über das Vermögen meiner Tochter zu reden. Ich war jedoch zartfühlend genug, ihm das Wort abzuschneiden und alles für abgemacht zu erklären, was ihn sehr angenehm zu berühren schien.“

Die Doktorin hatte gespannt zugehört.

Und als er nach Hause kam, dankte er mir, daß ich das Unangenehme für ihn abgemacht hatte, fuhr es ihr durch den Kopf, auch vorher war er bei mir.

Jetzt bligte es wie ein allmäliges Begreifen in ihrem Auge, ja, so mußte es sein, es war ein Mißverständnis ohne gleichen gewesen, man hatte es veräuht, sich deutlich auszusprechen.

Frau Wegner wurde die Pause zu lang, ungeduldig trommelte sie mit den kurzen dicken Fingern auf den Tisch, indem sie die Doktorin erwartungsvoll anblickte.

„Nun,“ hob diese endlich an, „Victor wird in nicht mehr langer Zeit heimkehren und dann muß durchaus eine allgemeine Aussprache erfolgen. Ich vermute ein arges Mißverständnis, doch glaube ich, mit ziemlicher Sicherheit behaupten zu können, daß diese meine Vermutung keine unrichtige sein wird.“

„Und das wäre?“

„Erlauben Sie mir, Frau Wegner, jetzt noch zu schweigen, da es, wie ich bereits sagte, doch nur eine Vermutung meinerseits ist.“

Als Frau Wegner sich entfernt hatte, setzte sich die Doktorin sofort an ihren Schreibtisch, um an Victor zu schreiben. Zu gleicher Zeit ging auch ein Brief von Graf Karpinski an Victor ab.

---

## 10. Kapitel.

Die Familie des Fürsten Schwarzenfels war nach Berlin übergesiedelt.

Käthe fühlte sich wie von einem schweren Alpdrücken befreit. Sie konnte sich eigentlich keine Rechenschaft darüber ablegen, was ihr in letzter Zeit das Herz so sehr beschwert hatte, doch fühlte sie eine Unruhe und ein Unbehagen in sich, welches sie sich nicht zu erklären vermochte.

Nun waren sie in Berlin, während Rudolph von Schwarzenfels nach Wien gefahren war, um dort mit einigen früheren Dörptschen Komilitonen zusammenzutreffen.

Victor war in Dresden zurückgeblieben.

Er war nur zu seinem Vergnügen dorthin gefahren, nachdem er in Leipzig einige juristische Kurse genommen und beschäftigt sich in der freundlichen, hübschen Hauptstadt Sachsens vorzugsweise mit Zeichnen und Malen.

Er hatte ein hübsches Zeichentalent und es machte ihm Vergnügen, tagelang in der Bildergalerie zu sitzen und verschiedene Bilder abzuzeichnen. Doch seit etwa vierzehn Tagen arbeitete er jetzt zu Hause und zwar an einem Mädchenkopf, mit einer so peinlichen Sorgfalt und einem Eifer, der ihm das Blut in die Wangen trieb und seine Augen in seltsamem Feuer leuchten ließ.

Bekam er Besuch, so wurde die Staffelei mit dem betreffenden Bilde hinter eine Gardine geschoben, ehe eine Aufforderung zum Nähertreten erfolgte. Und niemand ahnte etwas von dem Geheimnis des jungen Dilettanten.

Es war ein schöner Mädchenkopf, rein und edel die Züge, schöne, von langen dunkeln Wimpern umgebene tiefblaue Augensterne, ein hübschgeformtes, schmales Näschen. Ein etwas schwermütiges Lächeln auf den frischen Lippen machte das Gesicht noch anziehender, das Haar war verdeckt durch ein Tuch, welches das jugendliche Gesichtchen neidisch beschattete, weit über die Stirn gezogen.

Es war das Bild von Doktors Käthe, wie er sie im Hause seiner Eltern gesehen.

Zwei Wochen waren nach Schwarzenfels Abreise verflossen. Victor saß, emsig arbeitend, in seiner Stube, er wollte das Bild beenden. Da klopfte es.

Verdrießlich schob er die Staffelei in ihren Versteck und öffnete, es war der Briefträger.

Zwei Briefe brachte er ihm.

„Dieser Brief ist von Mama und der — ah von Karpinsky.“

„Nanu, das ist ja nahezu großartig,“ fügte er seiner Gedankenreihe laut hinzu, „doch laß sehen, was schreibt denn Mama?“

Indem Victor den Brief der Mutter öffnete, ließ er sich in einem Lehnstuhl nieder. Dann las er wie folgt:

„Mein lieber Sohn! Du wirst nicht wenig erstaunt, ja unangenehm überrascht sein, wenn Du diese, meine Zeilen gelesen haben wirst. Es ist notwendig, daß Du sobald als möglich heimkehrst, das wirst Du wohl auch

selbst einsehen, wenn ich Dir folgendes mitteile. Du bist nun schon seit anderthalb Jahren fort und seitdem kursieren hier die seltsamsten Gerüchte über Dein „Verschwinden“, denen Du nur die Spitze abbrechen kannst, indem Du baldmöglichst hier auftauchst.

Es herrscht nämlich zwischen uns und Wegners eine heillose Konfusion wie mir scheint, doch das laß uns alles mündlich besprechen, nur soviel sei gesagt, daß Wegners von einer Auflösung Deiner Verlobung nichts wissen. Papa kam der Sache auf die Spur durch einen Landsmann von Dir.

Reise sofort ab. Mit Ungeduld erwarten Dich Deine Eltern.“

Das war eine recht nette Geschichte, und das schrieb ihm die Mutter, die doch zuerst alles ins Reine gebracht hatte, unbegreiflich, so war er ja noch immer Bräutigam, aber wie unangenehm. Lange saß er still und grübelte, dann griff er nach dem zweiten Brief und öffnete ihn mechanisch.

Doch je weiter er las, desto aufmerksamer wurde er, bis er zuletzt herzlich lachen mußte. Dieser Graf machte sich Gewissensbisse darüber, daß er seinem, Victors, Vater reinen Wein eingeschenkt über eine Angelegenheit, die, nach seiner Meinung, seinem Vater garnicht fremd sein konnte und es, allem Anscheine nach, doch war!

„Da werde einer klug,“ sagte Victor laut in ärgerlichem Tone, indem er aufstand und sich anschickte, auszugehen. Ein Telegramm sollte den Eltern seine baldmöglichste Ankunft in Dorpat melden.

---

## 11. Kapitel.

Es war natürlich, daß Victor auf seiner Durchreise auch der fürstlichen Familie in Berlin seine Aufwartung machte.

Er wurde von Mademoiselle Bonmot empfangen, einer bereits etwas sehr reifen Jungfrau, die mit der Verzweiflung einer Ertrinkenden nach jedem sich ihr bietenden Strohalm griff, um — unter die Haube zu kommen!

„Ah! Je suis enchantée monsieur Bontz, s'il vous plait, prenez place.“

Und mit diesen, von einem schmachtenden Augenaufschlag begleiteten Worten wies sie auf einen Sessel, indem sie den Salon verließ, um die Fürstin in Kenntniß zu setzen, von dem sowohl unerwarteten wie auch willkommenen Besuch, denn Victor erfreute sich der Zuneigung der ganzen Familie von dem alten Fürsten an, der freilich selten bei der Familie war, sondern stets auf der Suche nach Altertümern auf Reisen, bis auf die Zwillinge. Nur Käthe, sie war die Einzige, die ihn stets hatte lieber gehen als kommen sehen.

Eben als Viktor im Salon auf die Fürstin wartete, trat Käthe in der Absicht ein, um das Zimmer zu durchschreiten und durch die, an der entgegengesetzten Seite liegende Thür ins Vorzimmer zu gelangen. Doch kaum hatte sie ihren Fuß auf das Parquett gesetzt, so blieb sie unschlüssig stehen. Sie hatte Victor erkannt und wollte eilig umkehren, doch es war dazu zu spät, auch er hatte sie bereits bemerkt und trat, ihr die Hand entgegenstreckend, mit freundlichem Gruß auf sie zu.

„Fräulein Bendorf, ich bin auf der Reise, ich bleibe nur bis heute Abend in Berlin.“

„So?“ kam es gleichgiltig über ihre Lippen.

„Und ich möchte Sie gern noch sprechen, bevor ich abreise.“

„Bitte, reden Sie, ich höre.“

Das Herz klopfte ihr höher bei diesen Worten, doch sie bezwang sich und fast gelangweilt klang ihre Antwort.

Jetzt öffnete sich die Thür zur Seite und die Fürstin trat ein am Arm der Gesellschafterin.

Victor warf nur Rätke noch einen Blick zu, der zu sagen schien, wir sprechen uns noch, dann wandte er sich zu den beiden eingetretenen Damen.

Dieselben ließen sich in einem gemüthlichen Plauder-  
eckchen nieder und die Fürstin bat Rätke, doch nicht so eilig zu sein, als diese sich anschickte, den Salon zu verlassen, sondern auch bei ihnen Platz zu nehmen.

Doch das junge Mädchen entschuldigte sich, sie sei im Begriff gewesen, mit Wanda und Nissa das Aquarium zu besuchen, so wurde ihr denn Urlaub bewilligt.

Raum hatte sie das Vorzimmer erreicht, um sich dort zu ihrem Ausgang zu rüsten, so sah sie Nissa in den Salon fliegen und auf Bong zu.

„O, Bong, lieber Bong, warum sind Sie nicht früher gekommen, vor acht Tagen war hier im Tiergarten ein Rennen, nein, so etwas Großartiges haben Sie sicher noch nicht gesehen. Doch nun bleiben Sie doch hier? nicht? Ach, bitte, bitte, bleiben Sie doch, Rudolph kommt auch in spätestens einer Woche und dann wollen wir die schönen Dresdner Tage hier in Berlin wieder durchleben mit einigen

Variationen, dann wollen wir drei, wie wir in Dresden gethan, uns alles gründlich ansehen und kennen lernen!"

Mit welchem Eifer das Mädchen sprach, nein, wie unpassend, sogar die sonst so nachsichtige Mutter schien sie tadelnd anzusehen.

Ruhig lächelnd stand Wanda der Schwester zur Seite.

Und er? Er lächelte Nissa so freundlich an, o, dieses Lächeln kannte sie, so hatte er seine Braut an jenem Abende auch angelächelt und jetzt? „Wanda, Nissa, wollen wir jetzt gehen, sonst wird es zu spät.“

Räthe war noch nicht lange mit ihren Zöglingen im Aquarium, als auch Victor Bong dort auftauchte, zum nicht geringen Verdruß der Gouvernante. Er gesellte sich zu ihnen und knüpfte ein Gespräch an.

Nissa eilte immer voraus und die etwas träumerische Wanda blieb immer um einige Schritte zurück.

„Fräulein Bendorf,“ sagte Victor, „wir wurden erst in unserem Gespräch unterbrochen, Sie haben mich nicht ganz verstanden, als ich Sie bat, mit Ihnen reden zu dürfen bevor ich abreise, ich möchte Sie ohne Zeugen sprechen!“

„Wozu das?“ Der Ton klang hart, in dem sie die Worte hervorstieß, „ich habe keine Geheimnisse mit Ihnen!“

„Das nicht, doch ich möchte eine Frage an Sie richten, die Sie mir vielleicht nicht in Gegenwart anderer beantworten würden.“

„Und das wäre?“

„Warum sind Sie stets so abweisend, ja sogar unfreundlich gegen mich, ich fürchte, Sie können mir noch immer mein Vergehen von damals, ich meine im Hause meiner Eltern, nicht vergeben?“

„Ich habe Ihnen ja damals schon gesagt, daß ich Ihnen deswegen nicht mehr zürne. Übrigens habe ich diese Sache längst aus meinem Gedächtnis gestrichen.“

„Nun, und warum denn sonst Ihr so kühles reserviertes Verhalten mir gegenüber? Haben Sie denn nie ein freundliches Wort für mich, wollen Sie mir auch jetzt kein gutes Wort mitgeben auf meine Reise in die Heimat?“

Überrascht schaute sie ihn an.

„Sie reisen nach Dorpat,“ kam es unsicher über ihre Lippen, „wohl schon zu Ihrer Hochzeit?“

Sie hielt den Atem an, was würde er wohl antworten?

„Zu meiner Hochzeit, nein, so weit sind wir noch nicht, denn ich habe ja noch keine Braut!“

„Keine Braut?“ Ein bitteres Aufschauen folgte unmittelbar diesen Worten „keine Braut, o, ich war ja im Hause, als Sie sich mit Fräulein Wegner verlobten, mir gegenüber brauchen Sie kein Geheimnis daraus zu machen, ich will nicht annehmen, daß Sie Ihre Braut verleugnen wollen!“

„Ja, ist denn alles verheert, weiß denn niemand, daß ich nicht vierundzwanzig Stunden verlobt gewesen bin? Ja, ich hatte mich verlobt, freilich im Rausch, doch nie habe ich das Mädchen geliebt, nie sie als meine Braut begrüßt, sondern schon am folgenden Tage meine Verlobung gelöst?“

„Ah—h—h“, es klang wie ein Stöhnen aus Käthens Brust, ein Stöhnen der Erleichterung, so hatte sie ihm Unrecht, bitter Unrecht gethan.

Und trotzdem es ihr leid that, sie hätte jauchzen mögen, jauchzen mit der ganzen Kraft ihrer Stimme.

Hinaus, es kam ihr hier mit einem Mal so beklommen vor.

„Wanda, Rissa, kommt, laßt uns gehen, es ist Zeit.“

„Fräulein Bendorf,“ sagte Victor zum Abschied, „kann ich mir heute Nachmittag einen Brief an Ihre Frau Mutter abholen, den ich ihr bringen will?“

„Gern,“ war die etwas zögernd gegebene Antwort.

Nach dieser Unterredung Käthens mit Victor war ein Schleier von ihrer Seele gefallen. Was sie für Gleichgiltigkeit, ja sogar Widerwillen gehalten, war Liebe, glühende Liebe gewesen.

Diese Erkenntnis machte sie glücklich und auch wieder traurig, tief traurig.

Gegen Abend ging Victor noch einmal zu Schwarzenfels, um den Brief zu holen. Käthe empfing ihn im Salon, das Schreiben bereits in der Hand. Schweigend überreichte sie es ihm.

„Und,“ sagte er, „wollen Sie mich so entlassen, soll ich kein freundliches Wort mitbekommen?“

„Reisen Sie glücklich — und — vergessen Sie uns nicht,“ fügte sie schnell hinzu.

„Ich danke Ihnen. Gewiß, ich werde Sie nicht vergessen!“ —

---

## 12. Kapitel.

Dampfend und prustend zog der Zug langsam und immer langsamer in den Dorpater Bahnhof ein. Thüren wurden aufgerissen und die Wartenden eilten hin und her, die zu Empfangenden zu finden, doch Victor schien von niemanden erwartet zu werden, oder doch? Da stand

ja der alte Karpinsky, seine Umgebung um eine Kopfeslänge überragend.

„Hast Du Handgepäck? Nein? Alles in der Bagage?“

Sich durch den Menschenknäuel rücksichtslos durcharbeitend, hatte er diese Fragen mit lauter Stimme Bong zugerufen. Dieser that seine Antworten durch Nicken und Schütteln des Kopfes kund.

Jetzt hatten die beiden Landsleute einander erreicht, sie umarmten und küßten sich, wie es in Dörpischen Burschenskreisen üblich ist, dann, indem er seinen Arm unter den des Freundes schob, fragte Victor:

„Warum ist niemand von den Meinigen hier, um mich zu empfangen?“

„Gestern und Vorgestern war Deine Frau Mutter hier, doch heute konnte sie nicht kommen, unerwarteter Besuch — Frau Wegner — sie knüpft wieder an.

Doch Du hattest ja auch nicht den Tag Deiner Ankunft gemeldet, sondern nur den Tag Deiner Abreise aus Dresden. Wir konnten ja nicht wissen, ob und wie lange Du in Berlin und Königsberg bleiben, und ob Du mit dem Jagd-, Kurier- oder Passagierzug reisen würdest.“

Victor eilte nach seiner Ankunft in Begleitung des Freundes zuerst in sein Zimmer, um sich von dem Reise- staub zu säubern.

Währenddessen hatte Karpinsky ihn etwas orientiert über die Lage der Dinge in seinen Angelegenheiten.

Nun verließen beide die Stube. Karpinsky wandte sich der Treppe zu, um das Haus zu verlassen, während Victor zu den Eltern eilte.

Auf der Treppe blieb der Graf noch einmal stehn:

„Bonz, erinnerst Du Dich jenes Tages, als Du das hübsche Dienstmädchen hier auf dieser Stelle in die Wange kniffst?“

Ein Schatten flog über Victors eben noch so heiteres Gesicht. Eine unangenehme Erinnerung für ihn.

Nun folgten für Victor einige peinliche Auseinandersetzungen mit der Mutter. Zum Schluß sagte dieselbe freundlich:

„Nun, mein lieber Victor, es läßt sich ja alles wieder gut machen, es war ein unüberlegter Schritt von Dir, doch das läßt sich reparieren, Frau Wegner war eben hier, sie vergiebt Dir Dein so langes Schweigen und auch Emmy will alles vergessen, wenn Du wieder zu ihr zurückkehrst.“

Entrüstet stand Victor auf.

„Nein, liebe Mama, das verlange nicht von mir, jetzt weniger, als damals. Ich will hingehn und Wegners eine Erklärung abgeben, ja, das will ich gern thun, aber mich zum zweiten Mal binden, nie und nimmer. Ich bin ja nicht schuld an der unangenehmen Konfusion, doch ich halte mich durchaus nicht für gebunden, sollten Wegners jedoch, was ich nicht annehmen kann, mich beim Wort nehmen, nun, so erkläre ich ihnen, daß ich bedauern muß, ihren Wünschen nicht willfahren zu können, da — da — nun da ich nicht frei bin.“

Er war bei diesen Worten ans Fenster getreten und brach die welken Blätter an den Topfgewächsen.

„So,“ sagte die Doktorin in gedehntem Ton, „Du bist nicht mehr frei! Und darf man wohl wissen, wo Du gebunden bist?“

„Laß Dir genügen, wenn ich Dir sage, gebunden bin ich nicht, denn das Mädchen, welches ich liebe, wirklich und wahr liebe, ahnt nichts von meinen Absichten, doch ich fühle mich nicht mehr frei mir selbst gegenüber, denn entweder wird sie meine Frau oder keine!“ —

Er hatte in sehr bestimmtem Tone gesprochen, jetzt wandte er das Gesicht wieder der Mutter zu, ein eigenes Leuchten drang ihr aus seinen blauen Augen entgegen.

Ja, sie mußte es sich selbst sagen, so schaute nur echte rechte Liebe aus.

„Wie Du willst, Victor, Du wirst ja wissen, was Du thust.“

Die Doktorin erhob sich und reichte ihm die Hand. Einen Moment hielt er diese Hand in der seinen, es war, als wollte er der Mutter ein Geständnis machen, dann gab er sie frei und verließ schweigend das Zimmer.

Doktor Bong war überrascht von dem guten Aussehen seines Sohnes. Wie hübsch und stattlich war er geworden. Der dicke dunkle Backenbart stand ihm vortrefflich zu der etwas gebogenen Nase und den schönen dunkelblauen Augen.

Die Schwestern waren zuerst etwas scheu, ebenso der kleine Bruder, doch bald hatte Victor sich die Herzen der Kinder durch Süßigkeiten und Spielzeug erobert, das er ihnen aus dem Auslande mitgebracht hatte.

Von jeher war es bei Victor Prinzip gewesen, alles ihm Unangenehme sobald als möglich zu erledigen. So eilte er denn auch eine Unterredung mit Wegners zu suchen. Am Vormittage nach seiner Ankunft machte Victor seinen Besuch in der Familie des Kaufmannes, wo er auf das

Liebenswürdigste und Freundlichste empfangen, nicht aber ebenso entlassen wurde. Man war empört, er war ihnen also trotz aller Bemühungen doch entwischt!“ —

### 13. Kapitel.

Die Doktorin Bendorf saß allein am Frühstückstisch. Eben hatte sie an die ferne Tochter gedacht, da trat die Dienstmagd ein und überreichte eine Karte.

„Victor Bong, Doktor juris,“ las die Doktorin überrascht.

„Bitten Sie den Herrn in das Gastzimmer und legen Sie ein zweites Gedeck auf.“

Gleich darauf standen sich zwei Menschen Auge in Auge gegenüber, die, ohne sich zu kennen, großes Interesse für einander hegten. Die Doktorin ahnte was in der Seele Käthes vorging und Victor Bong interessierte sich warm für Frau Bendorf um Käthes willen.

Jetzt trat er auf die kleine, etwas zarte Frau zu und zog ehrfurchtsvoll ihre Hand an seine Lippen, eine Huldigung, die er nur Damen mit großer Auswahl darbrachte.

„Sie bringen mir Nachrichten von meiner Tochter?“ fragte Frau Bendorf erfreut.

„Ja, gnädige Frau, vor allem, sie ist gesund und munter und es gefällt ihr in der fürstlichen Familie.“ Damit überreichte der junge Mann Käthes Brief.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, doch nun kommen Sie und frühstücken Sie mit mir und dabei erzählen Sie mir recht viel von meinem Kinde.“

Und dann saßen sie wie alte Bekannte am Frühstückstisch und plauderten von Käthe und der Familie Schwarzenfels.

Dann wandte sich die Unterhaltung etwas anderem zu.

„Sie sind wohl zu Ihrer Hochzeit gekommen, ich habe gehört, Sie seien Bräutigam?“ begann die Doktorin.

„Nicht doch, das ist ein Irrtum,“ erwiderte Victor schnell.

Nun begann Käthes Mutter mit feinem Takt von allem Möglichen zu reden, nur berührte sie mit keiner Silbe das Thema, welches ihm peinlich sein mußte. Doch als Victor sich verabschiedete, hatte er freiwillig der ihm so sympathischen Frau die ganze Unglücksgegeschichte erzählt.

An demselben Tage noch antwortete die Doktorin Käthe auf ihren Brief.

„Meine liebe Tochter, heute brachte mir der junge Bong Deinen Brief, ich wundere mich, daß er so kurz und inhaltslos ist, sonst hatte meine Tochter mir immer mehr zu schreiben? Doktor Bong hat mir, ich muß es gestehn, ausnehmend gut gefallen. Er ist ein Mann von sehr guten Manieren, sehr gebildet und, was noch mehr Wert hat, er ist offen, ehrlich und durchaus männlich.

In Deinem vorletzten Briefe klagtest Du ihn bitter an, weißt Du auch, daß Du ihm Unrecht thatest, er ist so schuldig nicht wie Du meinst, er hat ehrlich und wacker gehandelt wie es einem Ehrenmann geziemt, glaube mir, der er den ganzen Sachverhalt freiwillig klar und deutlich dargelegt hat.

Er muß wohl ein äußerst begabter Mensch sein.

In Deutschland hat er sein Doktorexamen gemacht und jetzt hat er hier in Dorpat Aussicht auf eine Professur. Übrigens Du hast das alles wohl früher gewußt als ich?“

Am Schluß des Briefes hieß es noch:

„Ich bin umgezogen und bewohne, dank Deinen Geldsendungen und Deinem Wunsche gemäß, eine größere Wohnung von drei Zimmern in der Mühlenstraße.

Das wird ein einsamer, trauriger Winter für mich werden, schreibe nur recht oft, um mich für Deine Abwesenheit zu entschädigen, ein Brief ist immerhin etwas. Lebe nun wohl u. s. w.“

Käthe las den Brief der Mutter mit Thränen in den Augen, wie gut sie war, so zartfühlend und sanft. Ach könnte sie, Käthe, doch wieder in Dorpat sein. Und seufzend faltete sie den Brief zusammen. Wie schwer war ihr ums Herz. „Mutter, liebe, liebe Mutter, könnte ich doch an Deinem treuen, warmen Herzen mich einmal ausweinen, so recht gründlich, dann würde mir wieder wohl.“

So dachte Käthe und seufzend sah sie nach der Uhr. Der Unterricht mußte beginnen, sie ging in das Zimmer der jungen Mädchen.

---

#### 14. Kapitel.

Es war Winter geworden und mit demselben Weihnachtsen.

Obgleich es keine kleinen Kinder in der Familie des Fürsten gab, so wurde doch emsig zu dem Feste gerüstet. Die drei jungen Damen beschäftigten sich heute, am Weihnachtsabend, ausschließlich mit dem Putzen des Baumes.

Der alte Fürst sowohl, wie auch Fürst Rudolph waren zurückgekehrt, um die Feiertage im Kreise der Familie zu verbringen. Nun gingen sie ab und zu, um zu beobachten, wie das Schmücken vorwärts ging.

Es war schon recht dämmerig in dem großen Saal und Käthe auf einem Stuhle stehend beschäftigt, noch zuletzt Hand an zu legen.

Sie hörte die Thüre aufgehen, doch blickte sie sich nicht um, es war wohl wieder einer der Herren, die recht ungeduldig zu sein schienen.

Wanda und Nissa waren vor einer kleinen halben Stunde in ihr Zimmer gegangen, um ein Geschenk, welches sie gemeinschaftlich für die Mutter gearbeitet, zu beenden.

Käthe eilte um fertig zu werden, sie merkte in ihrem Eifer nicht, wie erhitzt sie schon war und wie allmählich sich die Haarnadeln von ihrem Kopf gelöst und die schweren Flechten über den Nacken hinabgerutscht waren.

Jetzt wurde sie aufmerksam durch die auffallende Stille im Saal.

Es war doch jemand eingetreten. Sie wandte sich um, ja dort stand ein Herr an der Thür, doch das konnte weder der alte Fürst noch Fürst Rudolph sein, die Gestalt war größer und breiter als die beiden genannten Herrn und doch konnte sie nicht erkennen, wer es war, dazu war es schon zu dunkel.

„Kaspar, sind sie es“, fragte das junge Mädchen in der Meinung es sei der Bediente.

„Nein, ich bin es, Fräulein Bendorf!“

O wie bebte ihr das Herz beim Klange dieser Stimme, konnte sie ihren Sinnen trauen, er, Viktor Bong, hier, wie war das möglich?

„Herr Bong,“ kam es unüberlegt in jubelndem Tone über ihre Lippen. Dann fügte sie, erschrocken über ihren Mangel an Beherrschung wie sich entschuldigend hinzu: „Ich

war so erschrocken — im dunkeln Zimmer — einen fremden Herrn!“

Doch Viktor wußte genug, er war zufrieden.

„Kommen Sie, Fräulein Bendorf, ich habe einen Packen und einen Brief von Ihrer Frau Mutter.“

Jetzt hatte sie ihr Gleichgewicht wiedergefunden, sie sprang vom Stuhl und indem sie ihm die Hand reichte fragte sie freundlich:

„Seit wann sind Sie denn wieder in Berlin, wir glaubten Sie in Dorpat?“

„Heute bin ich angekommen, um das Weihnachtsfest mit Ihnen zu feiern und mir von Ihnen ein Weihnachtsgeschenk zu erbitten.“

Unterdeß hatte der Diener eine Lampe gebracht und sie unweit des Kamins auf einen kleinen Marmortisch gesetzt.

„Ja — aber — wir wußten ja nicht, daß Sie kommen würden“ sagte Käthe in komischer Verlegenheit.

„Thut nichts, ich will mir mein Geschenk von Ihnen erbitten“ und ihre Hand ergreifend fuhr er fort: „Das Schönste was ich begehre ist diese kleine Hand nebst Ihrem Herzen Fräulein Käthe, können Sie mir beides gewähren?“

Schluchzend sank sie an seine Brust, jetzt hatte sie ja ein Herz, an welchem sie sich ausweinen konnte, wie sie es seit Monaten ersehnt.

Fest hatte er den Arm um sie geschlungen und drückte den ersten Kuß auf ihre rofigen Lippen.

Am Abend unter dem brennenden Baum empfing das Brautpaar die Glückwünsche der fürstlichen Familie.

Die Doktorin Bendorf hatte ihrem Kinde durch Doktor Bong ein Päckchen geschickt, es enthielt Kleinigkeiten, wie

eine ausgenähte Schürze, ein paar warme Handschuhe und dergleichen mehr, doch alles hatte die Mutter selbst für ihren Liebling gearbeitet.

Thränen der Rührung verdunkelten für einen Augenblick Käthchens Blick.

„Die arme Mutter, wir hier so glücklich, so reich und sie einsam und allein.“

Sie hatte es wehmütig zu Bong gesprochen.

„Ich habe ihr ein Telegramm mit unserer Verlobungsanzeige geschickt, damit sie doch auch eine Ueberraschung und Freude hat.“

Dankbar lächelnd reichte sie ihm die Hand.

Jetzt brachte der Diener einen verhüllten Gegenstand.

„Für Fräulein Bendorf von Herrn Doktor Bong“.

Alles drängte sich herzu. Was schenkte der neugebackene Bräutigam seiner lieblich errötenden Braut?

Als Käthe die Umhüllung entfernt hatte, ließ sich ein allgemeines „ah“ der Ueberraschung hören. Es war ein Bild Käthchens, nur sonderbar — mit einem Tuch auf dem vollen Haar; sie sah wie ein hübsches Dienstmädchen aus!

Unter dem Bilde stand mit großen Buchstaben:

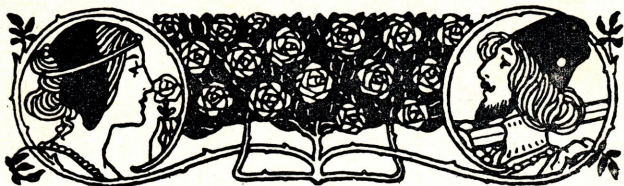
„Doktors Käthe“.

Unbekümmert um die Gegenwart der anderen schlang Käthe die Arme um den Hals des Geliebten.

„Ich danke Dir Viktor, etwas Schöneres hättest Du mir nicht schenken können als das Bild, welches mich stets erinnern wird wie ich ausah, als wir uns kennen lernten, als Doktors Käthe.“

---

Verkantt.



## I.

Es war zu Anfang April. Draußen stürmte und regnete es. Klatfchend schlugen die Regentropfen an die beiden Fenster des geräumigen Schlafzimmers, in welchem auf einem sauberen Bette eine bleiche, abgezehrte Frau lag. Sie war noch jetzt schön zu nennen, trotz des leidenden Zuges, der über ihrem Antlitz ausgebreitet war. Langes, schwarzes Haar fiel über den Bettrand hernieder, die weißen schmalen Hände lagen gefaltet auf der Bettdecke. Sie hatte die Augen geschlossen, sodaß die alte Frau, die auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers ein Kind von etwa anderthalb Jahren badete, leise bei ihrer Beschäftigung hin und her schlich, um die Kranke nicht zu wecken.

Jetzt schlug letztere die Augen auf; sie hatte nicht geschlafen.

Mit einem tiefen Seufzer sah sie nach dem Kinde hin.

„Und wenn ich nun sterben muß, was wird aus meinen armen, armen Kindern? wer wird sie lieben, pflegen und für sie sorgen?“

„Agnes, Du versündigst Dich; haben sie nicht einen Vater, der sie liebt, wie Du sie liebst?“

Ein bitteres Lächeln flog über das Gesicht der Kranken.

„Gewiß, es ist ja so natürlich, daß Du, als seine Mutter, seine Fehler nicht zugeben willst, und doch, er hat deren so viele.“

Gereizt machte sich die Schwiegermutter beim Kinde zu schaffen, sagte jedoch kein Wort, um die Kranke nicht aufzuregen.

Als das Kind fertig gebadet und angekleidet war, verzlangte die Mutter nach dem kleinen Wesen.

Die Schwiegermutter reichte es ihr. Sie drückte das Kind an sich, herzte und küßte es immer wieder, während Thränen über ihre bleichen Wangen herabrannten.

„Martha, meine arme, arme Martha“, flüsterte sie. Darauf sah sie die Schwiegermutter mit einem innig bittenden Blick an.

„Liebes Mutterchen, laß die Knaben noch einmal zu mir kommen, mir ist es so schwer um's Herz, wer weiß, ob ich diese Nacht überlebe.“

Die alte Frau verschwand im Nebenzimmer.

Gleich darauf öffnete sie die Thür und ließ drei hübsche Knaben im Alter von sieben, fünf und drei Jahren eintreten.

Liebevoll strich die Mutter dem Jüngsten über den blonden Scheitel.

„Seid brav, meine Kinder, und nehmt Euch des kleinen Schwesterchens an; wollt Ihr das? und Du Hugo“, wandte sie sich zum Ältesten, „wirßt Du Deine Geschwister recht lieb haben und immer nachsichtig und freundlich gegen sie sein?“

„Ja, Mama“, war die Antwort des kleinen Burschen.

Die Mutter küßte die Kinder, legte segnend die Hände auf die vier Köpfschen ihrer Lieblinge, und wischte sich die hervorquellenden Thränen aus den Augen.

Die Großmutter führte nun die Kleinen wieder in's Nebenzimmer, auch Martha fand dort ihren Platz bei dem Kindermädchen.

---

## II.

Wochen und Monate sind verflossen, es ist zu Ende September. Eine fremde, junge Frau schaltet in den Wohnräumen des Kaufmanns Lindberg.

Seine Frau war in der Nacht gestorben, als sie an jenem Abende Abschied von ihren Kindern genommen hatte.

Auch die Großmutter mußte bald darauf die Kinder verlassen, sie mußte zurückkehren zum Großvater nach Perneu. Schwer wurde ihr die Trennung von den verwaisten Kindern, doch, es mußte ja sein.

Beim Abschiede flüsterte sie dem Sohne zu:

„Sieh Dich nach einer zweiten Frau um, Du kannst mit den vier Kindern unmöglich ohne Hausfrau zurecht kommen.“

Wehmütig lächelnd nickte er ihr zu, und sie verließ die Stadt.

Lindberg war ein Mann mit einem guten, weichen Herzen, doch einer von denen, die sich gern unter einen andern Willen stellen, zu unselbständig.

Im Sommer nach dem Tode seiner Frau machte er eine Reise nach Riga, wo er als Kaufmann seine Verbindungen hatte. Da machte es sich denn auch recht bald, daß

er wieder heiratete, und im September mit seiner zweiten Frau nach Dorpat zurückkehrte.

Kaum war aber dieselbe im Hause, als sie auch schon die böse Stiefmutter hervorkehrte.

„Es ist völlig überflüssig, Martha, im Zimmer Schuh und Strümpfe tragen zu lassen, sie kann barfuß gehn“, hieß es, und:

„Hartwig, Du verwöhnst Hugo, warum muß er Taschengeld haben, gib ihm keins, ich bitte Dich!“

Eines Tages lärmten Hugo und Gottfried im Kinderzimmer; die Mutter verbot es ihnen; doch nach einer halben Stunde bereits war das Verbot nach Kinderart vergessen und der Lärm wieder derselbe. Sehr ruhig schritt die Mutter zu Hugo, band ihm die Hände auf den Rücken, ebenso Gottfried und dann führte sie beide Knaben hinunter in den dunklen Keller.

Weinen und bitten, nichts half. Drei Stunden mußten die armen Kinder dort bleiben; dann erst wurden sie aus ihrer Haft entlassen.

Arme Kinder, warum, ach warum mußte die Mutter so früh sterben, wie liebevoll und nachsichtig war sie stets gegen die Kleinen gewesen. Stets hatte sie sie mit freundlichen, ernstern Worten ermahnt, und das hatte besser gewirkt, als all' die bösen Worte und harten Strafen der Stiefmutter.

Lindberg war selten zu Hause, sodaß er in den meisten Fällen von solchen Strafen nichts wußte. — — —

Im folgenden Winter erkrankte der jüngste Knabe, Georg, am Scharlach.

Sieben Wochen hatte er schon zu Bett gelegen. Jetzt tröstete ihn der Arzt, wenn er sich noch eine Woche gedulde, dürfe er aufstehn. Das arme Kind wurde in seiner Krankheit arg vernachlässigt; niemand kümmerte sich um ihn.

In einer Nacht quälte den Kleinen ein furchtbarer Durst, er rief, bat, weinte, niemand hörte ihn; so stieg er aus dem Bett und ging mit bloßen Füßen ins Nebenzimmer, um dort seinen Durst zu löschen.

Nach acht Tagen war er eine Leiche. Er hatte sich erkältet, es war ein Rückfall eingetreten und er war nicht mehr zu retten gewesen! —

---

### III.

Jahre sind seit dem letzten Ereignis verstrichen. Martha ist fünfzehn Jahre alt, besucht noch die Schule, muß aber dabei stets die kleinen Geschwister warten.

Die älteste Stiefschwester ist zwölf Jahre alt. Lucie ist ein hübsches Kind und verspricht eine Schönheit zu werden. Sie hängt sehr an der älteren Schwester, an der sanften Martha, die, stets freundlich und aufmerksam, das Kind von Herzen lieb hat.

Martha hat es recht schwer, Gustav, ein Bursche von acht Jahren, ist ein verwöhnter, eigensinniger Junge, Leo, sieben Jahr alt, steht ihm darin nicht nach, und dann sind noch zwei kleine Mädchen da, ein Zwillingsspaar, Matty und Katty, drei Jahr alt.

Kaum, kaum daß Martha ihre Schularbeiten machen kann, es heißt nur immer „Martha, Martha!“

Hier weint Matty, weil sie hingefallen ist, dort bittet Lucie „ach, Martha, ich komme mit meiner Uebersetzung nicht zurecht“, dann soll Martha Gustav und Leo beim Klavierüben beaufsichtigen, dabei muß sie in der Wirtschaft der Mutter an die Hand gehen, kurz, Martha soll überall sein. Sie thut alles gern und zeigt immer ein freundliches Gesicht. Martha ist ein hübsches Mädchen, nur sehr ernst für ihr Alter, selten sieht man sie lachen.

Mit Lindbergs Vermögensverhältnissen stand es zu jener Zeit traurig, er hatte in letzter Zeit mehrere recht große Verluste gehabt, fand dabei Vergnügen an munterer Gesellschaft und verausgabte oft mehr, als er sollte.

Zu Lindbergs Wohnung gehörte ein hübsches Zimmer mit separater Entrée, das sollte nun vermietet werden.

Bald fand sich auch ein Mieter, der Sohn eines reichen Fabrikanten aus Lodz.

Er war Volontär in einem größeren Bankhause und sollte einige Jahre in Dorpat bleiben.

Es war ein hübscher, stattlicher, junger Mann, der, als er eingezogen war, seine Visite in der Familie machte.

Vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt, trug er einen kleinen dunkeln Vollbart. Von derselben Farbe war auch sein Haar.

Gewandt, liebenswürdig und von guten Manieren, verkehrte er bald in den besten Kreisen Dorpats.

Hugo, der bereits seit zwei Jahren Medizin studierte, befreundete sich bald eng mit Paul Richter.

Gottfried war nun neunzehn Jahre alt und im Geschäft des Vaters Kommiss.

---

IV.

Es war an einem Sonntag nachmittag des Monats Juli. Eine drückende Hitze lagerte auf der Stadt. Die Vögel überboten sich im Hinausschmettern ihrer Lieder. Kein Lüftchen regte sich; die Blumen neigten sich nur leise, wenn ein Schmetterling oder eine Biene sie verließ oder sich an sie hing.

Im Handwerkerverein war großes Konzert angesagt worden mit nachfolgender Theatervorstellung.

Alles eilte hinaus, bei solchem Wetter wollte niemand im Zimmer bleiben,

Auch Hugo und Gottfried, in Begleitung Pauls, saßen im hübschen Garten des Handwerkervereins.

Sie hatten sich Bier geben lassen und musterten die Vorübergehenden. Ab und zu wurde ein Gruß gewechselt, auch trat ein und der andere Landsmann Hugos heran und sprach mit diesem.

Kurz vor Beginn der Vorstellung kam auch die Familie des Kaufmanns Heller an dem Tisch der jungen Leute vorüber.

Die Letzteren erhoben sich grüßend.

Frau Heller war eine gebildete, angenehme und liebenswürdige Frau. Ihr zur Seite ging ihre älteste Tochter, ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren.

Erna war ein frisches, munteres und anmutiges Kind.

Im Vorübergehen streifte ihr Blick Hugo, es war ein froher, glücklicher Blick.

Erna hatte einige Mal Gelegenheit gehabt, mit Hugo zusammenzukommen und beide fanden Gefallen aneinander.

Die Hälfte der Vorstellung war vorüber. Alles strömte in der Pause in den Garten, um frische Luft zu schöpfen.

Horch, da tönt es vom Feuerturm, bim, bam, bim, bam!

Eine eigene Bewegung macht sich unter dem Publikum bemerkbar, viele verlassen den Garten, um nach hause zu fahren, andere warten ab, bis man Nachricht hat, wo es brennt. Mitglieder der Feuerwehr eilen ihrer Pflicht nachzukommen, auch Hugo und Richter gehören zu den letzteren.

Auf der Brandstätte angelangt, eilten sie Hilfe zu leisten.

Es war ein großes Haus, das brannte, und man war schon scharf daran, um das Umsichgreifen der Flammen zu verhindern.

Da kam händeringend und laut weinend eine Judenfrau aus dem brennenden Hause.

„Mein Kind ist noch drin, ich finde es nicht, wer hat gesehen mein Kind?“ Schluchzend stand die arme Frau da, sie wußte sich nicht zu helfen.

„In welchem Stockwerk wohnten Sie und wo ließen Sie das Kind zurück?“ fragte Paul Richter herbeistürzend.

„Ich wohnte im untersten Stockwerk, das Kind schlief und ich war gegangen aus, als ich kam, brannte das Haus schon, hier, hier auf dieser Seite, diese beiden Fenster sind von meinem Zimmer.“

Ohne sich zu besinnen sprang nun, trotz aller Bitten und Vorstellungen seiner Freunde, Paul Richter ins brennende Haus.

Minute auf Minute verstrich.

Es war eine bange, lange Zeit, bis endlich Richter mit dem Kinde im Arm erschien. Zwar von Rauch geschwärzt,

doch unverfehrt, legte er das Kind in die Arme der Mutter, deren Dank kein Ende fand.

Jubelnder Zuruf begrüßte Richter von allen Seiten, als er sichtbar ward.

Ein seltsames Bild, in welchem sich die größte Freude, die Freude des Mutterherzens beim Anblick des wiedergefundenen Kindes mit dem, wenn auch großartig schönen, so doch trüben und traurigen Anblick des verheerenden Elementes die Hand reichen!

Paul verschwand bald darauf.

Als Hugo nach dem Brande heimkehrte, ging er noch hinüber, um zu sehn, ob Paul schon da sei.

Derselbe hatte sich bereits hingelegt und klagte, sein Arm schmerze ihn.

Hugo sah nach und fand eine nicht unbedeutende Brandwunde. Als Paul das Kind hinausgetragen hatte, war ein brennender Balken herabgestürzt, Paul trat wohl, als er es noch zur rechten Zeit bemerkte, zurück und hielt den einen Arm schützend über das kleine Judenmädchen, dabei streifte aber der Balken seinen Arm. Hugo verband nun die Wunde und ging am folgenden Tage mit Paul in die Klinik.

---

## V.

Wieder sind einige Jahre verflossen. Martha hat die Schule verlassen und ist die Seele des Hauses.

Paul Richter lebt noch bei ihnen und verkehrt viel in der Familie; er speist dort zu Mittag und hilft, wenn er Zeit hat, den Kindern bei den Schularbeiten.

Eines Tages kommt er hinüber, im Glauben, es sei die Zeit da, wo drüben gespeist wird.

Er tritt ins Vorzimmer, geht ins Speisezimmer, kein Mensch ist zu sehn, aber er hört die Stimme der Hausfrau wie sie zürnend sagt:

„Martha, Du bist undankbar, bis jetzt habe ich nur Mühe mit Dir gehabt, Du hast mir nichts nützen können, da Du noch die Schule besuchtest. Jetzt, wo Du so weit bist, daß Du mir etwas zur Hand gehen könntest, jetzt willst Du aus dem Hause. O, ich kenne Deine Beweggründe und durchschaue Dich wohl. Du denkst, im fremden Hause wirst Du eher einen Mann finden, da bei uns keine jungen Männer verkehren.“

„Du verkennst mich, Mama, wie magst Du nur so etwas denken, es fällt mir gewiß nicht leicht, doch da Du es mir täglich sagst, daß ich unnütz da bin und zu nichts zu gebrauchen, so denke ich, es ist das Wichtigste mir mein Brod im fremden Hause zu erwerben und mir mit der Zeit einen passenden Wirkungskreis zu erringen. Nach irgend einer Seite hin werde ich doch wohl zu etwas zu gebrauchen sein.“

Marthas Stimme bebte leise bei diesen Worten.

Paul Richter entfernte sich wieder mit finster zusammengezogenen Brauen.

Er sieht nach der Uhr, er hat sich in der Zeit geirrt.

Am folgenden Tage traf Richter Lucie in großer Erregung wegen einer Einladung die sie erhalten, mit blitzenden Augen stürmte sie ihm entgegen:

„Herr Richter, bei Hellers ist in der nächsten Woche eine große Gesellschaft, wir werden auch dort sein, haben Sie schon eine Einladung?“

„Heute Vormittag erhielt ich dieselbe.“

„Nun, Sie werden doch gehn?“

„Ich weiß es noch nicht!“

„Ach, lieber Herr Richter, bitte machen Sie es doch möglich, wir werden uns herrlich amüsieren!“

Wie bittend das klang, sie hatte den Kopf auf eine Schulter geneigt und sah ihn mit ihrem freundlichen Lächeln an. Unterdes war Martha eingetreten und grüßte den Hausgenossen durch ein gemessenes Neigen des Kopfes.

Derselbe wandte sich jetzt an Martha mit der Frage:

„Fräulein Martha, werden Sie auch zu Sellers zur Gesellschaft kommen?“

„Nein,“ lautete die Antwort, „ich beaufsichtige unterdes die Kinder zu Hause.“

Als Richter sich entfernt hatte, schlang Martha den Arm zärtlich um die jüngere Schwester:

„Lucie,“ sagte sie ernst, „laß Dich warnen, Du stehst mit dem jungen Richter auf zu vertrautem Fuß, es ist unpassend, Du bist schon zu groß dazu, nicht, daß ich irgend ein Mißtrauen gegen ihn hätte, das ist gewiß nicht der Fall, aber Dein Benehmen könnte Dir für kokett ausgelegt werden und ich weiß, wie weit Du davon entfernt bist.“

„Ach, Martha,“ lautete die Antwort, indem Lucie schluchzend das Köpfchen an Marthas Schulter barg, „ich wünsche ja so sehr, daß er auch hingehet, dann erst amüsiere ich mich, wenn er auch dort ist, denn Martha — laß es Dir nur sagen — ich liebe ihn ja so sehr,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „und immerfort quält mich der Gedanke, daß er Dich liebt, nicht wahr, Martha, liebe, gute Martha, Du nimmst ihn mir nicht, gönne mir das Glück.“

„Sei nur ruhig, Lucie, das thue ich gewiß nicht, ich nehme ihn Dir auf keinen Fall, das verspreche ich Dir!“

Das Herz klopfte Martha bei diesen Worten zum Zerschpringen, hatte sie ihn nicht schon früher geliebt als Lucie, nächst Hugo war er ja der einzige Mensch, der immer freundlich und teilnehmend gegen sie war.

Schwer seufzte sie und sprach bitter zu sich „auch das noch!“

---

## VI.

Es war Gesellschaft bei Sellers. Ein Wagen nach dem andern rollte heran und hielt vor dem hellerleuchteten Portal.

Frau Heller begrüßte ihre Gäste mit der anmutigsten Liebenswürdigkeit.

Auch Lucie erschien an der Seite ihrer Eltern.

Das Mädchen sah entzückend aus; die schwarzen Augen bligten in der Erwartung des Tages. Durch das schwarze Haar zog sich eine Guirlande von Apfelblüten, das Kleid war einer duftigen Wolke ähnlich aus rosa Gaze und Spitzen, die Taille aus weißem Atlas.

„Nun, und Fräulein Martha, warum ist sie nicht mitgekommen?“

Frau Heller richtete die letzten Worte an Frau Lindberg.

Mit ihrem aufrichtigsten Gesicht sagte dieselbe, Martha habe durchaus nicht mitgehn wollen, trotz aller Überredungskünste, die sie angewandt; sie habe auch heute Kopfsweh.

Lucie sah die Mutter überrascht an, es war ja gar nicht die Rede davon gewesen, daß Martha mit sollte!

Bald darauf begann der Tanz; Lucie war der Mittelpunkt der jungen Damen; sie war entschieden die Schönste, gewiß beneidet von vielen, doch keine war so unklug, es zu zeigen. Sie war immer von Kavaliern umgeben, doch einer war nicht da, und gerade auf diesen einen hatte sie gewartet.

Dort nickte Erna ihr zu, indem sie am Arme Hugos in ihrer Nähe vorüberging. Sie sah so lieblich aus in dem duftigen weißen Spitzenkleide, besät mit zarten Rosenknospen; ebensolche Knospen wanden sich zu einem Kranze durch ihre braunen Locken.

Wie strahlend sie ausah!

O, warum war Richter nicht gekommen, Lucie hatte ihn doch darum gebeten.

Sollte ihr nun darum der ganze Abend verdorben sein? Nein, sie wollte sich trotzdem gut unterhalten; da war der Studiosus Pehlen, ein sehr netter, angenehmer Mensch; er gab sich viel Mühe um Lucie, der sollte ihr heute Richter ersetzen.

Als eine Pause im Tanze eintrat, führte Pehlen Lucie in ein kleines Eckzimmer. Dasselbe war nur durch eine dunkelrote Ampel erhellt und recht kühl im Gegensatz zu dem Tanzsaal, in welchem unerträgliche Hitze herrschte.

Lucie ließ sich auf einen Fauteuil nieder, indem sie fleißig ihren Fächer benutzte.

Auch Pehlen setzte sich.

„Warum ist nur Richter heute nicht hier,“ begann er die Unterhaltung, „er verkehrt doch sonst fleißig in der Familie?“

Lucie zog die Brauen zusammen, „ich weiß es nicht, er hatte die Absicht zu kommen.“

„Ich begreife diesen Menschen nicht,“ fuhr Pehlen fort, „er hat das Glück von Ihnen bevorzugt zu werden, und bemüht sich so wenig, dieses Glück an sich zu fesseln; andere Leute würden das wohl mehr zu würdigen wissen. Er ist eben Kaufmann und als solcher zu berechnend, er sucht nach den reichsten Partien!“

In Luciens Innerem machten sich die widerstreitendsten Empfindungen geltend.

Gern hätte sie Paul verteidigt und doch konnte sie es nicht ohne sich bloß zu stellen. Darum sagte sie nur in beherrschtem Tone:

„Sie beurteilen mich falsch, ich bevorzuge ihn wohl nur, weil er mir nicht fremd, ja, weil er unser Hausgenosse ist.“

Nun begann Pehlen den jungen Richter herabzusetzen.

„Erlauben Sie mir, Fräulein Lindberg, Sie etwas vor dem jungen Mann, der das Glück hat Ihr Hausgenosse zu sein, zu warnen, zwar kenne ich ihn wenig, aber doch genügend, um ihn zu durchschauern. Er ist ein Mensch ohne Herz, eine ganz prosaische Natur, von Idealen weiß er nichts.“

Jetzt konnte Lucie aber nicht mehr schweigen:

„Sie sagen eben, er habe kein Herz, doch bewiesen hat er bereits, daß er eins besitzt, hätte er wohl sonst bei jenem großen Brande das Judenkind aus den Flammen hervorgeholt?“

„D,“ entgegnete Pehlen überlegen lächelnd, „da hat er sicher wieder seine Berechnung dabei gehabt.“ Spöttisch die Achseln zuckend fügte er hinzu: „Vielleicht dachte er an eine Rettungsmedaille, vielleicht auch nur an die günstige Ge-

legenheit, sich im vorteilhaftesten Lichte in den Dorpater Kreisen bekannt zu machen.“

Lucie war aufgestanden, sie wollte offenbar das Gespräch abbrechen.

Jetzt wandte sie hastig den Kopf, war das nicht ein Geräusch nahe der Thür?

„Hier giebt es wohl Mäuse,“ sagte das junge Mädchen ängstlich, „lassen Sie uns gehn, ich fürchte mich vor diesen Tieren.“

Beide verließen das Zimmer.

Als Pehlen mit Lucie eingetreten war, saß schon, von ihnen unbemerkt, ein Paar in dem matt erleuchteten Raum. Neben dem Eingang war eine kleine Laube von frischem Grün aufgestellt worden, in derselben saßen Hugo und Erna in glücklichem Geplauder.

Hugo legte Erna seine Pläne dar. Im nächsten Semester wollte er sein Schlußexamen machen und sich dann als praktischer Arzt in Dorpat niederlassen. Und dann hatte sich schon eine gefunden, die als kleine Frau Doktorin in sein neues Heim einziehen wollte.

In diesen süßen Träumen wurde das Paar durch den Eintritt Pehlens und Luciens gestört.

Hugo wollte, seinem ersten Impulse folgend, aufstehn und das Versteck verlassen, doch mit einem bittenden Blick legte Erna ihre Hand auf Hugos Arm, ihm zuflüsternd:

„Ich bitte Dich, verhalte Dich ruhig um meinetwillen.“

So saßen sie ruhig bis sie endlich ihren Platz verließen und dabei das Geräusch verursachten.

Am demselben Abende finden wir Hugo mit Pehlen in einem erregten Zwiegespräch beieinander sitzend:

„Behlen, wie kommst Du darauf, über Richter, meinen Freund, solch ein abfälliges Urtheil zu fällen, wie Du es heute Abend meiner Schwester gegenüber gethan. Du sagtest, Du kennst ihn wenig. Erstens bist Du auch aus Lodz gebürtig, wie Richter, dort habt Ihr schon als Knaben miteinander verkehrt, daß weiß ich von ihm selbst, doch was ich bis vor einigen Tagen nicht gewußt habe und auch nicht durch ihn erfahren habe, sondern durch einen Deiner Landsleute, der Deine Verhältnisse genau kennt, ist, daß er Dir, seit er in Dorpat lebt, semesterlich dreihundert Rubel verschafft hat von seinen Eltern, weil Dir sonst die Mittel gefehlt hätten, weiter zu studieren. Und das ist der Dank, den er von Dir erntet, wahrlich, er hätte etwas Besseres verdient um Dich, der Du mit frecher Stirn behauptest, er thue alles aus Berechnung; das ist schlecht, undankbar, ja, das ist gemein von Dir! Und ich, dessen bester Freund Richter ist, für den ich zu jeder Zeit einstehen kann und will, verlange Rechenschaft von Dir. Du bist gefordert!“

Schlag auf Schlag fielen diese Beschuldigungen auf Behlens schuldbewußtes Haupt, unruhig flogen seine Blicke von Hugo zur Thür und zurück, fürchtend, es könne ein Zeuge dieser häßlichen Unterredung lauschen. Er konnte sich nicht rechtfertigen, so schwieg er und beide verließen das Zimmer.

---

## VII.

An demselben Abende waren Gustav und Leo zu einem Schulkameraden eingeladen.

Nachdem die Eltern mit Lucie fort waren, gab Martha den beiden Jüngsten ihre Milch und brachte sie dann zu Bett.

Darauf setzte sie sich im Kinderzimmer an einen Tisch und nahm eine Flickarbeit vor.

Sie war so emsig bei der Arbeit, daß sie es überhörte, wie geklopft wurde. Als das Klopfen sich wiederholte, stand sie eilig auf, nahm die Lampe und öffnete die Thür.

Vor ihr stand Richter.

„Habe ich Sie erschreckt, Fräulein Martha, das wollte ich nicht, ich bitte um Vergebung.“

„Es war nicht schlimm,“ war Marthas Entgegnung.

„Zürnen Sie mir nicht,“ fuhr nun der junge Mann fort, „daß ich Sie jetzt auffuche, wo ich weiß, daß Sie allein sind und doch, ich kann Sie nie allein sprechen, es sind immer andere zugegen. Darf ich nun sprechen, wollen Sie mir auf einige Minuten Gehör schenken?“

Martha beherrschte sich gewaltsam, sie mußte ihre ganze Willenskraft aufbieten, um das Vibrieren ihrer Stimme zu unterdrücken.

„Gewiß, Herr Richter, bitte treten Sie ein!“ Mit diesen Worten öffnete das junge Mädchen die Thür des gegenüberliegenden Gastzimmers und machte eine einladende Handbewegung, nachdem sie die Schwelle überschritten hatte.

Martha setzte die Lampe auf den Tisch und mit einem tiefen Atemzuge ließ sie sich auf einem Tabouret nieder.

Ihr glänzendes, braunes Haar war, wie immer, schlicht zurückgekämmt und am Hinterkopf zu einem griechischen Knoten verschlungen. Die ernsten, grauen Augen blickten fragend auf ihren Gast, während die schmalen, weißen Hände ineinander verschlungen auf ihrem Schoße ruhten.

Richter setzte sich, trotz der Aufforderung Marthas, nicht, sondern stand hinter einem Stuhl, auf dessen Lehne er sich

leicht stützte. „Ich habe Ihnen schon öfter von meinen Familienverhältnissen gesprochen,“ begann er jetzt, „meine Eltern sind alte Leute und ich ihr einziges Kind.

Meiner Mutter habe ich viel von der Familie geschrieben, in der ich nun schon seit fünf Jahren lebe, am meisten aber von Ihnen, Fräulein Martha, ja, meine Mutter kennt Sie bereits ganz genau, auch ohne Sie gesehen zu haben, sie weiß, daß Sie mit Recht Ihren Namen führen und hier das nie rastende Hausmütterchen sind, ja noch mehr, sie weiß, wie ich, oft den bittersten Zorn im Herzen, doch schweigen mußte auf all' die ungerechten Anklagen, die man gegen Sie erhob, hatte ich doch kein Recht dagegen zu sprechen, ganz abgesehen davon, wie Hugo manchmal in Verzweiflung zu mir kam, um sich von mir Rat zu holen, wie er Sie schützen sollte vor all' der Unbill, die Ihnen hier, im Hause Ihres Vaters, widerfährt.

Das Alles weiß meine Mutter und war hocherfreut, als ich ihr schrieb, wie ich Sie liebe und verehere und meinen größten Wunsch zu erfüllen trachte, der dahin geht, Sie mir zur Gattin zu erwerben und zu meinen Eltern nach Tod zu bringen.

Nun, Fräulein Martha, entscheiden Sie über mein Lebensglück, wollen, können Sie sich entschließen, die Meine zu werden?“

Martha hatte den Kopf gesenkt, Thräne auf Thräne fiel herab auf ihre Finger.

Eine kurze bange Pause.

Martha kämpfte einen schweren Kampf, nun hebt sie das Köpfschen, ernst ruht ihr Auge auf ihm.

„Herr Richter,“ und ihre Stimme bebte leise, „es wird mir schwer, wie schwer, das weiß nur Gott, Ihnen auf Ihren mich ehrenden Antrag eine abschlägige Antwort geben zu müssen, und doch, glauben Sie mir, ich kann nicht anders. — Seien Sie barmherzig und verkennen Sie mich nicht, ich wünsche Ihnen das allergrößte Glück von ganzem Herzen aber — — ich — ich kann nicht.“

Martha hatte sich bei den letzten Worten erhoben, mit qualvollem Gesichtsausdruck reichte sie ihm die Hand, doch dieselbe wurde nicht bemerkt.

„Fräulein Martha, o warum thun Sie mir das an!“

Er wandte sich um und verließ, ohne sich umzusehen, das Zimmer.

Hastig wandte Martha sich ihm zu, als ob sie ihm nach wollte, die Arme öffneten sich, dann, nachdem die Thür zwischen ihnen ins Schloß gefallen, löste sich die furchtbare Spannung in den Zügen des armen, schwergeprüften Mädchens und in den halblaut gestammelten Worten:

„Hilf mir, mein Gott, es darf ja nicht sein, vorbei — vorbei für immer,“ machte sich der bittere Seelenschmerz bei ihr Luft! —

Martha saß unbeweglich noch im Gastzimmer und hatte den Kopf auf die auf dem Tische verschränkten Arme gesenkt, als nach etwa zwei Stunden die Knaben nach Hause kamen.

Man hätte glauben können, Martha schlafe, wenn nicht ab und zu ein tiefer Seufzer hörbar geworden wäre.

Es war so still im Zimmer, man hörte nur das schnelle Athemholen des jungen Mädchens, das eilige Ticken der

kleinen Stuhluhr, und von Zeit zu Zeit summte eine Fliege am Fenster, die durch einen Lärm auf der Straße in ihrem Schlaf gestört wurde.

„Martha, bist Du unwohl,“ fragten die Brüder erschrocken.

„O nein,“ sagte Martha mit matter Stimme, „ich bin nur müde.“

Nun begaben auch die Knaben sich zur Ruhe und wieder war Martha mit den sie quälenden Gedanken allein.

Stunde auf Stunde verrann, bis endlich die Eltern kamen.

Die Uhr schlug drei, als endlich auch Martha sich hinlegen konnte und doch kam in dieser Nacht kein Schlaf in ihre Augen, ja, sie konnte nicht einmal weinen.

Lucie war übler Laune heimgekehrt, nichts machte Martha ihr recht.

„Martha, Du thust mir weh, rei mein Haar nicht so.“

„Mir ist warm, gieb mir eine leichtere Decke“ und

„Der Kopf liegt mir so hoch, nimm ein Kissen fort.“

So quälte das verwöhnte Kind die arme Schwester, die, mit sich immer gleich bleibender Geduld, Luciens Wünschen nachkam.

Endlich lag alles im Hause in tiefem Schlaf, nur Martha that kein Auge zu bis gegen Morgen, wo sie in einen unruhigen, sie nicht erquickenden Schlummer verfiel.

---

## VIII.

Am folgenden Morgen erschien zur gewohnten Stunde der Kaufmann Lindberg am Frühstückstisch.

Martha hatte schon den Kaffee bereitet und setzte sich jetzt neben den Vater, um mit demselben zu frühstücken.

„Nun, armes Kind,“ sagte Lindberg freundlich, „Du bist wohl noch recht müde, Du siehst so blaß aus! Wärest Du lieber Mamas Zureden gefolgt und hättest uns zu Sellers begleitet, es war ein recht hübscher Abend und Du wärest auch nicht müder gewesen als wie Du es ohnedies bist.“

Ein spöttisches Lächeln irrte für einen Moment um Marthas Lippen, auch der eigene Vater kannte sie so wenig! Warum wäre sie nicht gern zum Tanz gegangen, ebenso wie Lucie, war sie denn nicht jung und gesund? Da war wieder einmal das Feld bearbeitet durch die Stiefmutter und sie mußte schweigen um einer häßlichen Szene vorzubeugen, die dem herzleidenden Vater Schaden konnte.

Wieder verkannt!

Ein schwerer Seufzer hob ihre Brust.

Als der Vater nach dem Frühstück seine Zigarre angezündet hatte, faßte Martha sich ein Herz und bittet Lindberg:

„Papa, ich möchte Dir eine Bitte vorlegen, willst Du mich hören?“

„Gewiß, mein Kind, sprich nur.“

„Sieh, Papa, Lucie ist ja jetzt ein erwachsenes Mädchen, sie kann Mama ebenso an die Hand gehen, wie ich es bis jetzt gethan, und seit langer Zeit ist es mein sehnlicher Wunsch auch einmal eine Reise zu machen. Hast Du nun nichts dagegen, so möchte ich mich um die Stellung bemühen, von der in den letzten Tagen in der Zeitung stand und zwar möchte ich gleich heute zu der Dame gehn und mit ihr sprechen.“

„Oho, Du hast es ja sehr eilig, warum willst Du denn von Dorpat fort? Du findest auch hier passende Stellungen zur Genüge, wenn Du eine solche wünschest.“

„Lieber Papa, ich möchte ja gerade gern eine Reise machen, ich bitte Dich, Papa, gib mir Deine Zustimmung!“  
Immer dringender wurde ihre Bitte.

„Nun in Gottes Namen denn, wenn Du es durchaus willst“, fügte sich der Vater zum Schluß, „doch länger als ein Jahr lasse ich Dich nicht in der Fremde.“

Wie eine Erlösung klangen Martha diese Worte der Einwilligung, Gott lob, nur fort, wenn auch nur auf ein Jahr, rief es in ihr.

Ruhig stand sie auf und küßte den Vater auf die Stirn. —

Obgleich es Lucie leid that, die Schwester zu verlieren, so beruhigte es sie doch wesentlich, daß Martha ihr, Richter gegenüber nicht im Wege stehen konnte. Obgleich Martha der Schwester nie Veranlassung gegeben, eifersüchtig zu sein, so hatte doch dieses häßliche Gespenst, die Eifersucht, sich Eingang in ihr Herz verschafft und manche Thräne, manchen Seufzer ihr erpreßt. Wie so manche bittere, kummervolle Stunde hatte dieses junge, sonst so fröhliche Herz schon durchlebt, denn bekanntlich ist ja Eifersucht eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Martha einigte sich mit der freundlichen alten Dame, die eine Reisebegleitung suchte und in einigen Tagen schon verließ Martha zum ersten Mal ihre Heimat!“ —

Der Abschied von Eltern und Geschwistern wurde ihr nicht sonderlich schwer; doch als Richter nochmals hinüber kam, um ihr ein Lebewohl zu sagen, da flimmerte es ihr

vor den Augen und ihre Hand, die in der seinen lag, bebte unmerklich.

Tapfer bekämpfte sie auch dieses Mal das törichte Herz und: „Leben Sie wohl“, klang es sicher und beherrscht von ihren Lippen.

---

## IX.

Zuerst fuhren die Damen in ein Bad und dann in die Schweiz.

Martha sah viel Schönes, auch war die alte Dame so freundlich und gut gegen sie, was ihrem wunden Herzen so wohl that; sie gewann die Matrone bald von Herzen lieb.

Von Hause bekam Martha nur selten Briefe; Hugo schrieb ihr regelmäßig, aber die anderen höchst selten. Auch Lucie schrieb ab und zu, aber immer nur kurze und inhaltsleere Berichte von Haus.

In einem, dem letzten Briefe von Lucie hieß es:

„Ich bin sehr glücklich, nun ich weiß, daß Richter mich liebt; ach, er ist so lieb und gut gegen mich. Lasse Dir nur nicht einfallen, uns einen Glückwunsch zu senden, so weit sind wir noch nicht, er hat das entscheidende Wort noch nicht gesprochen, doch Mama sagte mir gestern, er warte nur noch auf Briefe von seinen Eltern.“

Beim Lesen dieser Zeilen zuckte Marthas Herz in bangem Weh, also er hatte sie vergessen! Doch das war ja gut so, mußte es nicht so kommen? War es nicht das Beste, um auch sie ihn vergessen zu machen? Würden ihre Kämpfe auf diesem Gebiet je Früchte reifen? Der Mut sank ihr, es war kaum anzunehmen.

Um den unnötigen Grübeleien zu entgehen suchte sie Gesellschaft auf.

Und wie war Lucie dazu gekommen, die alte Wunde in Marthas Herzen von neuem bluten zu machen?

Es war Blumenverlosung im Handwerkervereine und Lucie wäre gar zu gern hingegangen.

So wandte sie sich mit der Bitte an Richter doch ihr und ihrer Mutter Begleiter zu sein.

„Bitte, Herr Richter, gehen Sie mit uns in den Handwerkerverein, Papa und Gottfried können nicht so früh aus dem Geschäft fort und Hugo hat heute abend Konvent.“

„Recht gern“, antwortete der junge Mann, und am Abend ging er an der Seite Luciens im Garten des Vereins spazieren, beschenkte beide Damen reich mit den schönsten Blumen und endlich geleitete er sie heim.

Lucie hatte sich glücklich an seinen Arm gehängt und plauderte fröhlich und vergnügt von allem Möglichen. Es wurde ein kleiner Umweg über den Dom gemacht, da das Wetter so einladend war und Frau Lindberg wollte zärtliche Blicke gesehen und liebende Worte gehört haben, so horchte Lucie nur zu gern auf der Mutter Prophezeihungen.

Martha wurde im Hause von Allen vermißt. Wohl war noch eine Dienstmagd ins Haus genommen, doch Martha fehlte trotzdem überall. Die Kinder waren nicht mehr so sauber und ordentlich gekleidet, das Essen kam nie mehr rechtzeitig auf den Tisch, die Klavierlehrerin klagte über Gustav und Leo, welche garnicht mehr übten, kurz, alles seufzte nach Martha! —

X.

Es war nach dem Tanzabende bei Hellers, an einem Sonnabend, zwischen zwei und drei Uhr nachmittags, als Hugo und Pehlen sich im Konventsquartier der präsidierenden Korporation einfanden.

Hugo wählte zu seinem Ehrenrichter seinen Landsmann, Baron Hagen, Pehlen seinen Landsmann, Studiosus Malin.

Die beiden Ehrenrichter wiederum zum Unparteiischen den Studiosus von Ziegler.

Die fünf jungen Leute begaben sich in ein Nebenzimmer, nahmen Platz und der Unparteiische ergriff das Wort:

„Ich fordere die Parten auf, ihre Aussagen streng der Wahrheit gemäß und ohne Auslassung wichtiger Umstände zu machen und die Ehrenrichter, ihr Urteil ohne Ansehn der Person nach bestem Wissen und Gewissen zu fällen.

Widerstreitet's der Ueberzeugung eines der Parten mit Waffen Satisfaktion zu geben?“

„Nein“, lautete die Antwort.

„Ist einer der Parten körperlich verhindert auf Burschenweise Satisfaktion zu geben?“

„Nein“.

„Wer hat gefordert?“

„Ich“, sagte Hugo.

„Bitte referiere“.

„Vor einigen Tagen war ich mit meinem Parten in einer Familie zu einer Tanzgesellschaft. Dort wurde ich, ohne es zu wollen, Zeuge eines Gespräches meines Parten mit einer Dame, in welchem er in mißgünstiger Weise

einen intimen Freund von mir, dem mein Parte zu großem Danke verpflichtet ist, gemeiner Handlungen verdächtigte. Ich stellte ihn deshalb nachher zur Rede, bezeichnete sein Betragen als gemein und forderte ihn.“

„Behlen, Du hast das Wort.“

„Die Aussagen meines Parten sind ganz sachgemäß und erschöpfend.“

„Hat einer der Ehrenrichter noch eine Frage zu stellen?“

„Ich bitte ums Wort“ warf Malin ein.

„Bitte“.

„Stehst Du, Lindberg, zu Deinem Freunde, der von Deinem Parten beleidigt ist, in verwandtschaftlicher Beziehung?“

„Nein“.

„Was veranlaßt Dich denn für ihn Satisfaktion nehmen zu wollen, ist er nicht selbst Mannes genug dazu?“

„Ich bitte den Vorsitzenden“, fiel Baron Hagen hier ein, „den Ehrenrichter Malin aufzufordern, die in seinem Ausdrücke für den uns unbekanntem Herrn liegende Beleidigung zurückzunehmen.“

„Nimm Deine Beleidigung zurück mit den Worten: Ich nehme meine Beleidigung zurück.“

„Ich nehme meine Beleidigung zurück“, wiederholte Malin.

„Ich verlange nicht für meinen Freund Satisfaktion“, fiel jetzt Hugo ein, „die er sich schon zu holen wüßte, wenn ihm die Affaire bekannt wäre, sondern ziehe meinen Parten für die in seinen Aeußerungen kundgethane Gesinnung zur Verantwortung.“

„Hat einer der Parten noch etwas hinzuzufügen?“

Beide verneinten.

„Bitte die Parten abzutreten!“

Hugo und Pehlen verließen das Zimmer.

„Der Fall liegt nicht so ganz einfach“, ergriff jetzt von Ziegler das Wort, „wären sie Antiduellanten, so könnte man ihnen gegenseitige Entschuldigung vorschreiben; so aber müssen wir, meiner Meinung nach, schon Lindberg die Wahl lassen; denn wenn er auch Pehlen stark beleidigt hat, so war er durch die Verdächtigung seines Freundes in in Burschenkreisen nicht üblicher Weise provoziert worden.“

„Ich kann mich dem nicht anschließen“, fiel hier Malin ein, „Pehlen ist der allein Beleidigte und deshalb hat er auch einzig und allein die Wahl zu bekommen.“

„Ich schließe mich ganz dem Unparteiischen an“, sagte Hagen und gab somit der Sache den Ausschlag.

„Du bist überstimmt, Malin. Bitte die Parten hereinzurufen“, sagte Ziegler und die letzteren erschienen.

„Lindberg“, ergriff jetzt Ziegler wieder das Wort, „das Ehrengericht stellt Dir frei Waffen zu wählen oder gegenseitige Entschuldigung!“

„Ich wähle Waffen“ war die Antwort.

---

## XI.

Andern Tages erschien Baron Hagen bei Pehlen im Auftrage Hugos und verabredete mit ihm die Mensur zum nächsten Dienstag.

Am Montag Abend wurden die Waffen der Verbindung Hugos ins Konventsquartier der Verbindung Pehlens gebracht.

Am Dienstag um elf Uhr Vormittags versammelte sich eine große Anzahl Bursche beider Korporationen im Konventsquartier Pehlens.

Die, in zweiter Linie, an der Mensur Beteiligten begaben sich in die Tafelzimmer, um den Flickern beim Tafeln behilflich zu sein und die haarscharfen Klingen in die Körbe einzuschrauben.

Die Übrigen gruppieren sich an Tischen und verkehrten gefellig bei einem Glase Bier in einem Nebensaal.

Unterdesseu wurde der Hauptsaal ausgeräumt, die Sekundanten maßen die Mensur ab und bezeichnen dieselbe mit Kreidestrichen auf der Diele.

Dann traten die Parten auf die Mensur, hoben grüßend ihre Deckel und die Flicker setzten ihnen die ledernen Helme auf. Die übrigen Bursche postierten sich ringsum.

Baron Hagen sekundierte Hugo, Malin Behlen.

„Offizielle Zeugen unsererseits sind Kühn und Brasche, Unparteiischer Hochberg,“ sagte Hagen laut und deutlich.

„Offizielle unsererseits Ritter und Degenberg,“ vervollständigte Malin.

„In meiner Eigenschaft als Sekundant biete ich den Parten Vertrag an. Stillschweigen gilt als Nichtannahme desselben.“

Lautloses Schweigen folgte. Ebenso auf Malins gleiche Frage.

„Lindberg hat den Anhieb.“

„Zum ersten Gang bindet.“

„Gebunden sind.“

„Los.“

Hugo schlug eine steile Terze, Behlen parierte und schlug eine hohe Quarte nach, dieselbe saß auf dem Helm.

„Halt,“ rief Malin und sprang mit seiner Klinge ein, „hat gefessen.“

„Saß,“ rief Hagen.  
„Zum zweiten Gang bindet.“  
„Gebunden ist.“  
„Behlen hat den Anhieb.“  
„Los.“

Behlen schlug eine Quarte, die pariert wurde, dann schlug er noch eine, Hugo trat einen halben Schritt zurück, ließ sie durchpfeifen und schlug eine wuchtige Terze, doch war sie flach gefallen, blutete nicht, schmerzte aber um so mehr.

Der Sekundant sprang schnell ein und rief:

„Salt, hat gefessen.“  
„Saß.“  
„Zum dritten Gang bindet.“  
„Gebunden ist.“  
„Los!“

Beide Parten schlugen a tempo, Behlens Quarte war zu steil geschlagen, sie saß wieder auf dem Helm.

Hugos Quarte reichte von der linken Schulter bis zur Binde und waren mehrere Blutgefäße durchgeschlagen, so daß Behlen abtreten mußte. Kaum war das geschehen, so hörte man ein fürchterliches Poltern an der Thür.

„Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie das Lokal,“ ertönte die kreischende Stimme des alten Bedellen Schnüffler.

Sofort ergriff einer der Studenten einen Stock „Silentium“ donnerte seine Stimme durch den Saal. Und den Stock zum Takt schlagen erhebend, stimmte er an:

„Man kann nicht immerfort studieren,  
„Man muß bisweilen commercieren,  
„Man muß bisweilen lustig sein,  
„D'rum traute Brüder stimmt ein  
„Bivalleralera.“

Volltönend klangen die Stimmen durch den Saal, so, daß der arme Bedell garnicht gehört werden konnte.

Unterdeß räumten die Füchse Tische und Stühle in den Pauksaal, Pehlen wurde in eine kleine dunkle Handkammer geschoben und als Schnüffler schließlich schnaubend vor Wut Einlaß fand, sah er nichts, als eine fröhlich zechende Gesellschaft.

„Unser Schnüffler lebe hoch  
Viele, viele Jahre noch“

tönte es ihm in fröhlichem Chorgefang entgegen.

„Ein Glas Bier gefällig, Herr Schnüffler? es geht doch nichts über die Gemütlichkeit.“

„Profit, Herr Schnüffler.“

„Steigen Sie vor, Herr Schnüffler.“

„Welchem glücklichen Umstand verdanken wir die unerwartete Ehre Ihres Besuches, Herr Schnüffler?“

„Was halten Sie von der politischen Lage Europas, Herr Schnüffler?“

„Wollen wir eine Bootpartie nach Quistenthal machen, Herr Schnüffler?“

So tönte es von allen Seiten auf ihn ein.

„Ich glaube, Sie haben hier wieder Mensur gehabt, meine Herren,“ konnte er seiner Stimme endlich Geltung verschaffen.

„Aber Herr Schnüffler, wie können Sie so etwas denken!“

„Das ist ja gesetzlich verboten.“

„Ja, ja, verboten, es ist auch verboten, einen kaiserlichen Beamten auszulachen, wie Sie es mit mir machen, für Sie ist immer Spaß!“

„Nein, Herr Schnüffler, so ein würdiger Beamter ist für uns nie Spaß.“

„Ich weiß aber ganz genau, meine Schwester ist Aufwärterin und sie hat selbst gehört, wie die Herren gesprochen haben, daß heute Mensur ist.“

Ich werde schon für Herrn Prorektor Anzeige machen.“

Damit entfernte er sich. Man drängte sich um ihn, die Flügelthüren wurden weit aufgerissen, alle Häupter neigten sich tief.

„Leben Sie wohl, Herr Schnüffler.“

„Adieu, Herr Schnüffler.“

„Grüßen Sie Ihre Frau, Herr Schnüffler.“

„Empfehle mich Ihnen, Herr Schnüffler.“

„Auf Wiedersehen, Herr Schnüffler,“ so schwirrten die Reden der Studenten um die Ohren des armen Bedellen.

---

## XII.

Es war bald ein Jahr, daß Martha von Hause fort war; heute hatte der Vater einen Brief von ihr erhalten, in welchem sie ihre Ankunft in den nächsten Tagen meldete.

Die alte Dame kehrte nicht mit nach Dorpat zurück, sondern blieb in Petersburg.

Martha war aufs freundlichste verabschiedet worden.

Die alte Dame versicherte sie, der Genuß, den sie von der Reise gehabt habe, sei ein doppelter gewesen durch Marthas Gesellschaft und freundliche Fürsorge.

Mit Thränen in den Augen dankte Martha ihr für alle Güte und Liebe, die sie ihr erwiesen und eilte nun allein in ihre Vaterstadt.

Als Hugo, der neugebackene Doktor der Medizin, vom Vater erfuhr, daß Martha käme, ging er gleich hinüber zu seinem Freunde, Paul Richter, um ihm die frohe Botschaft zu melden.

„Übermorgen kommt unsere Martha, wollen wir ihr auf den Bahnhof entgegen gehen, willst Du?“

„Hugo, ich bin überflüssig bei der ersten Begrüßung, es ist besser, Du gehst allein.“

„Wie magst Du nur so reden, Paul, Du bist mein bester Freund, also auch der ihrige; sie wird sich gewiß freuen, Dich zu sehn, komm mit, thu es mir zu lieb!“

„Wenn Du denn durchaus willst, gut, ich gehe mit Dir.“

Am zweiten Tage darauf langt Martha in Dorpat an. Die ersten, die sie begrüßen und sie willkommen heißen in der Heimat, sind ihr Lieblingsbruder Hugo und — ihr stockt das Herz, wie leuchtend ist sein Blick, ist das das neue Glück, das aus seinen Augen strahlt?

„Willkommen, liebe Martha,“ und der Bruder umarmt und küßt sie. Nun tritt auch Richter hinzu.

Indem er den Hut lüftet, drückt er ihre Hand an seine Lippen. Es war eine stumme Begrüßung zwischen beiden, von keiner Seite wurde ein Wort gesprochen.

---

### XIII.

Martha war nun wieder zu Hause; die Ihrigen, ganz dieselben wie früher, hatten kein freundliches Wort zum Willkomm für sie.

Die kleinen Geschenke, die sie den jüngeren Geschwistern mitbrachte, trugen ihr kaum einen Dank ein.

Im Verlauf von vier Wochen lag das ganze Hauswesen wieder auf Marthas Schultern.

Die zweite Magd wurde wieder entlassen und Martha mußte herhalten.

Sie war es auch zufrieden, wußte sie doch, daß beständige Arbeit keine unnützen Gedanken aufkommen läßt.

An einem schönen Abende im Monat Juli war die ganze Familie Lindberg ins Theater gegangen, Martha mußte wieder daheim bleiben, um das „Haus zu hüten“ wie es hieß. Sie setzte sich mit ihrer Arbeit in die Fliederlaube des kleinen Gärtchens.

Ihre Näharbeit gedieh zusehends in ihren Händen; emsig flogen die flinken Finger auf und nieder.

Sie war so vertieft in ihre Beschäftigung, daß sie nicht sah, wie etwa zwanzig Schritt entfernt von der Laube, am Eingang des Gärtchens die Gestalt eines jungen Mannes an einem Baum lehnte und sie unverwandt beobachtete.

Bei einer kleinen Bewegung jedoch, durch die er Geräusch verursachte, schaute sie auf.

Eine helle Röthe überzog ihr in der letzten Zeit so bleiches Gesicht.

„Habe ich Sie erschreckt? Fräulein Martha!“ sagte Paul Richter in weichem Ton, „schon einmal that ich das, ohne es zu wollen.“ Verwirrt schlug Martha die Augen nieder, indem er näher herantrat.

„Ist's erlaubt?“ fragte er, indem er auf eine Bank wies, die neben derjenigen stand auf der Martha saß.

„Bitte,“ lautete die freundliche Antwort.

Seit Martha wieder daheim war, hatten sie sich nur im Beisein der ganzen Familie gesehen und das bei Tisch,

allein hatten sie noch gar keine Gelegenheit gehabt sich zu sehn.

„Nun, Fräulein Martha, erzählen Sie mir doch, wie es Ihnen in der langen Zeit ergangen ist; haben Sie auch ab und zu Ihrer Freunde gedacht, die Sie mit so schwerem Herzen ziehen ließen? Ja, lassen Sie es mich aussprechen, ich habe eine schwere, schwere Zeit durchgekämpft, ich habe mir redlich Mühe gegeben, Sie zu vergessen, ich habe nicht die Kraft dazu — ich kann nicht.“

Mit einem schweren Seufzer senkte er die Stirn in beide Hände.

Mit großen, entsetzten Augen schaute Martha auf den Mann an ihrer Seite; was war das?

„Lucie ist ein gutes Kind, und sie liebt Sie schon seit Jahren; sie wird Ihnen eine gehorsame und gute Frau sein, mit der Zeit wird auch diese Narbe verheilen.“

Es sollte in diesen Worten ein Trost liegen, unbewußt goß Martha Öl ins Feuer.

Langsam erhob Richter den Kopf, er sah das junge Mädchen verständnislos an.

„Lucie — Lucie, dieses verwöhnte eigensinnige Mädchen soll Sie mir ersetzen; Sie? ha, ha, das kann überhaupt keine, am wenigsten Lucie; nein, Martha, das kann Ihr Ernst nicht sein!

Ich gedenke überhaupt, da Sie die meine nicht werden wollen, nicht zu heiraten, da ich diejenige nicht haben kann, die ich erst mit dem Feuer des Jünglings, dann mit der tiefen Leidenschaft des gereiften Mannes geliebt habe, ja — noch liebe.“

„Aber Lucie schrieb mir doch —“ begann Martha in grenzenloser Verlegenheit.

„Was schrieb sie Ihnen, Martha?“ fiel Paul eifrig ein, „o, sprechen Sie es aus, was, was war es, vielleicht wird doch noch alles gut?“

Er hatte ihre Hände erfaßt und schaute ihr so bittend in die Augen.

„Ich glaubte, Lucie würde nun bald Ihre Braut werden!“ sagte Martha in befangenem Ton.

„So, also das schrieb sie Ihnen; und woraus glaubte sie das entnehmen zu können?“

„Mama hat es ihr gesagt.“

„Wenn diese Nachricht aus dieser Quelle geschöpft ist, wundert mich auch nichts mehr; diese Frau habe ich Gelegenheit gehabt in diesem letzten Jahr durch und durch kennen zu lernen. Nein, Martha, nur Sie, einzig und allein können meine Frau werden. Wollen Sie, Martha? o sagen Sie nicht wieder nein.“

„Ja, Paul, ich will,“ sagte sie klar und deutlich.

Ein Jubelton entrang sich seiner Brust; im nächsten Moment lag er neben ihr auf den Knien und drückte schluchzend das Gesicht in ihren Schooß. Sanft strich Martha über sein volles Haar. Dann sprang er auf, setzte sich neben sie und drückte zärtlich ihren Kopf an seine Brust.

„Martha, Du liebes, böses Mädchen, warum —“

Eine kleine Hand schloß ihm schnell den Mund.

„Nicht zanken, Paul,“ sagte sie sanft, indem ihr die hellen Freudenthränen über die Wangen rollten. Sie fühlte sich so sicher, so geborgen an seinem Herzen.

„Ich durfte nicht, Paul. Lucie hatte mir das Versprechen abgenommen, Dich ihr nicht zu nehmen.

Ich weiß, auch Du hast mich dadurch verkannt, doch, konnte, durfte ich anders?

Jetzt konnte ich mit gutem Gewissen meine Hand in die Deine legen, da ich wußte, Du liebtest Lucie nicht und würdest sie doch nie zu Deiner Frau machen.“

„Meine arme, arme Martha, und unter solchen Menschen mußtest Du so lange leben und Dein Köpfchen hängen lassen, Du mein Juwel!“

